

Inhaltsverzeichnis

Wüste.....	2
Teil II.....	43
Tamanrasset.....	46
Hoggar.....	48
Arlit.....	51
Agadez.....	54
Tahoua.....	56
Birnin-Konni.....	58
Dosso.....	60
Gaya.....	63
Cotonou.....	65
Lomé.....	68
Rückreise.....	76

Wüste

Ich war entdeckt worden! Das blieb natürlich nicht ohne Folgen für meine geistige Verfassung. Oder drohte mir die Krankheit sowieso?

In den Konstruktionsseminaren tauchte ich immer geradezu in meine Entwürfe ab. Sie waren eine überschaubare und zu perfektionierende Welt, in der sich alle meine technischen Gedanken in vielen kleinen Details niederschlagen konnten. Das bemerkte auch unser Dozent, Herr Karlsson.

Ich hatte immer Geldsorgen bzw. konnte mir keinerlei Wünsche erfüllen. Irgendwie kam ich mit Herrn Karlsson darüber ins Gespräch. Er arbeitete hauptberuflich in einem nahebei liegenden, großen Rüstungsunternehmen von bedeutendem Ruf für die Region. Er fragte mich, ob ich es mal als technischer Zeichner versuchen wolle, und ich entgegnete, dass ich das doch gar nicht gelernt habe. „Aber Bleistiftstriche mit Tinte schwärzen, dass müssten sie doch hinkriegen, oder?“

Dagegen war nichts zu sagen, und so hatte ich einen Ferienjob, um den man mich beneidete. Hatte ich damit doch *die* Chance auf einen Arbeitsplatz von Substanz und Dauer und, wenn man will, sogar mit der Möglichkeit einer bescheidenen Karriere. Das wollte ich. Mit dem Gedanken, dass die Waffen, die ich dann mit zu bauen half und die, außer zur Verteidigung, hauptsächlich gegen Menschen eingesetzt würden, freundete ich mich insofern an, als dass ich mir dachte, wenn ich's nicht mache, macht's ein

anderer. So sah ich nur den vom in dieser Branche hohen Budget ausgehenden größeren Zeitrahmen zur gründlicheren Arbeit. Die Rüstungsindustrie ist eben eher in der Lage, technische Lösungen von großer ingenieurwissenschaftlicher Kreativität in die Tat umsetzen, wohingegen in zivilen Unternehmen einfach vieles am Grundsatz der wirtschaftlichen Effektivität scheitert.

Derart motiviert legte ich mich dann ins Zeug. Man arbeitete üblicherweise zehn Stunden, was man auch von mir verlangte. Alles lief wunderbar. O.k., ich litt ein bisschen unter dem Sonderstatus. Am Ende der zwei Monate hatte ich einiges mehr an Geld, und mir war auffallend lange, geradezu *künstlich* lange, die Hand vom Vorgesetzten geschüttelt worden – das nächste Arbeitsintervall für die nächsten Semesterferien stand fest. Tja, aber was passierte? Ich war viel allein, hatte Mengen zu büffeln, da ich mein Vordiplom in der Regelstudienzeit haben wollte. Eine Freundin hatte ich auch nicht. Mein Domizil hatte möblierte neun Quadratmetern, die nach Leiche rochen. Die Herdplatten standen der Kloschüssel gegenüber, so das man zwei Sachen gleichzeitig machen konnte. Die Dusche hatte dreißig Liter warmes Wasser bei Einwurf von fünfzig Pfennig, so dass man am Ende des Duschens unter Garantie erfrischt war. Mein Vermieter, ein knorriger Mensch von absolut nicht zur Schau gestellter Herzenswärme, sah, dass mir eine Freundin fehlte, und baute die Räumlichkeiten neben mir aus. Es zog dann auch eine wirklich ungemein passable junge Dame ein.

Doch womit niemand gerechnet hatte: Die paranoiden Wahnvorstellungen begannen. Ich entwickelte die feststehende Vorstellung, mein quasi-zukünftiger Arbeitgeber würde mich später in eine abgedunkelte Ein-Mann-Kabine stecken, in der ich dann, möglichst ohne Notwendigkeit zur Erholung, ununterbrochen dreidimensionale Modelle seriell in den Computer füttern müsste. *Kreatives* Denken würde dann im Verlaufe von zehn Jahren nach und nach in meine Tätigkeit einfließen.

Abgesehen davon, dass ich wohl die entsprechenden Fähigkeiten mitbrächte, kam ich nicht mit dieser (eingebildeten) Alptraumperspektive zurecht. Es verfolgte mich, und machte mir das Leben schwer. Ich begann Hinweise zur Richtigkeit meiner Schreckensphantasien zu sehen, und war dadurch mehr und mehr gehindert, stracks meinem Ziel entgegen zu arbeiten.

Das zweite Arbeitsintervall war dann auch entsprechend. Vieles überspringend sah es dann so aus, dass ich nur noch unter geistigen Mühen in der Lage war, alte Konstruktionsunterlagen zu sortieren und zu bündeln. Ich flehte Herrn Karlsson an, dass ich nicht mehr könne und aufgeben wolle. Doch er ließ mich durchhalten. Der Abschied verlief diesmal sehr kurz und auch nicht vom Vorgesetzten. Damit war ich erledigt.

Jetzt galt es noch die Prüfungen zu meistern, und da ich ein Prüfungsmensch bin, litten meine Zensuren nicht. Unterdessen pflegte ich meine immer stärker werdenden Depressionen und Beziehungsgedanken, an die ich damals natürlich überhaupt noch nicht gewöhnt war. Ohne das Aufbringen eines Willens war jede Bewegung unmöglich

geworden. Mein Normalzustand war die Rückenlage in der Verkrampfung, wie sie eine Mumie ausstrahlt. Morgens, wenn ich den Tag mit meinem Aufstehen begrüßen wollte, musste ich mir einen passenden Moment ausdenken und dann, innerlich bis drei zählend, meinem Oberkörper mit einem Ruck die senkrechte Ausrichtung meiner Wirbelsäule zumuten. Diese schweren Depressionen quälten mich über Jahre, sofern ich mich in einen festgefügtten Rahmen presste. Jede kontinuierlich, mir wie eine Erstarrung vorkommende Lebensweise unter dem Zwang der Anpassung, die mir wie eine Uniform erschien, brachte dieses Phänomen, diese Erkrankung hervor. Umgekehrt aber wies mir diese Beobachtung auch den Ausweg, nämlich die Freiheit.

Auch Sprechstörungen, beginnend damit, dass mir die Worte nicht mehr einfielen, als habe ich Alzheimer. Am Ende legte ich mir die Worte im Kopf zurecht. Das Sagen eines Satzes erforderte meinen ganzen Mut. Sätze mit mehr als drei Worten brachte ich vor meinen Eltern nicht mehr sauber raus, und sie sollten doch nicht merken, wie es mir ging. Doch damit hatte ich nur wenige Monate zu kämpfen, dann fand ich es so unerträglich, dass ich nicht mehr vor der Wahl stand, entgegen einer artgerechten Lebensweise zu existieren. Doch was ist für mich artgerechte Haltung?

An eine ärztliche Behandlung dachte ich damals noch gar nicht. Psychiater gab es in meiner Welt nicht. Ich hatte nur vom Irrenhaus gehört – ein Begriff aus der Märchenwelt und eigentlich nur als Kraftausdruck zu gebrauchen.

Ich beschloss, dass etwas geschehen musste. Der Schädel muss doch irgendwie wieder auf Trab zu bringen sein! Eine Reise, dachte ich mir, das wär's. Ich hatte gute Erfahrungen damit gemacht, wie Freiheit in dieser Gestalt mich befruchtet, und entschied mich, mit meinem zusammengebastelten Motorrad in das Atlasgebirge Marokkos zu fahren.

Ich wartete den Erhalt meines Vordiploms ab, verkaufte Fahrrad, Auto und Musikanlage und machte mich auf den Weg. Mein Fahrzeug war aber derart grauenhaft unkomfortabel, dass ich es nur knapp tausend Kilometer weit zu Verwandten schaffte. Dort erholte ich mich zehn Tage und trat dann unter Widerwillen die Rückreise an.

Zuhause angekommen sah ich nur eine Möglichkeit: Es müsse mit dem Auto sein, und alleine möchte ich es auch nicht machen.

Ich sprach meinen Freund an, der auf den Namen Pulli hörte, da er immer den gleichen alten Pullover trug, welcher selbst zur Produktion von textilem Kunststoff zur Herstellung geräuscharmer Zahnräder nicht getaugt hätte.

Ihm ging es ähnlich wie mir. Auch er wusste nicht mehr weiter. Seine Schulzeit hatte er einst verkürzt. Als auffallend Begabtester seiner Klasse empfand er seine Zeit dort als Verschwendung und zog es vor, sein Geld mit Straßenmusik zu verdienen. Doch mit der Ankunft eines Sohnes traten die Lücken dieser Lebensstrategie zutage. Darüber war er unglücklich und deprimiert. Kurz, er willigte ein.

Mit dem Auge auf der geistigen Bewegungsfähigkeit, forcierte ich es als erste konkrete Aufgabe, unter größter

gemeinsamer Willensanstrengung zumindest eine Liste zusammenzustellen mit den all den Dingen, die uns auf unserer Flucht (Pulli wollte nie wieder zurück) nützlich sein könnten.

Er verkaufte sein stabiles Fahrrad, dass er noch fünfzehn Jahre lang vermissen sollte, und ich mein Motorrad zu einem Spottpreis. Ansonsten hatte Pulli bei mir Kredit. Jetzt ging es um das Fluchtfahrzeug. Groß, belastbar und von einfachster Technik sollte es sein. Wir entschieden uns für eine gallig-grüne, ländliche, zwölf Jahre alte Limousine deutschen Fabrikats mit weniger als zweihunderttausend Kilometer Laufleistung, die aber dafür nur wenig teurer als fünfhundert Mark war. Zur Krönung hatte das Vehikel ein schwarzes Vinyl Dach, das uns noch zu denken geben sollte. Bei einem zulässigen Gesamtgewicht von 1850 kg schien es uns mit fünfundsiebzig Pferdestärken hinreichend motorisiert (Wartung, Ersatzteile, Verbrauch etc.).

Die Abwesenheit der Eltern abgewartet, alles reingeknallt, und los. Wir fühlten uns wie die Könige und konnten es noch gar nicht glauben, dass wir echt die elende, alte Heimat verlassen würden, die für jeden von uns soviel Schlechtes repräsentierte. Alle Furchtbarkeiten des Heranwachsens wie eine sich häutende Schlange abstoßend wussten wir eigentlich nichts. Wir wussten nur das eine: Die Richtung hieß Süden.

*

Pulli erzählte mir (da war die Stimmung noch o.k.) von einer nächtlichen Vision, die er gehabt habe. Der Meerbusen von Manfredonia an der Adria könne Hoffnung

bergen. Mir war das Recht, dachte ich doch innerlich schon an die Sahara. Wenn wir so tief in Italien wären, gäbe es doch kein Zurück mehr.

So fuhren wir nach Manfredonia und suchten dort einen Platz zum Schlafen. Gewohnheitsmäßig nahmen wir dafür den Straßenrand oder einen Feldweg. Doch am Meerbusen von Manfredonia fand sich nichts dergleichen. Die Küstenstraße war komplett besiedelt. X-Mal kurvten wir in halsbrecherischem Tempo die dreißig Kilometer auf und ab und wurden trotzdem noch von italienischen Piloten von kreischenden Kleinst-Vehikeln unter lässigstem Gesichtsausdruck überrundet. Wir brachen ab, und nahmen einen der zahlreichen Campingplätze. Für mich war Manfredonia erledigt. Pulli gab nach.

Auf dem Weg zur Straße von Messina sprach ich die Sahara an. Sagte ihm, es ginge nicht um das Auffinden einer neuen Existenz, sondern bloß um die Gesundung unserer Seelen. Es war weiß Gott nicht Pullis Wunsch, sich auf etwas derart schlecht zu Greifendes einzulassen. Doch letztlich finanzierte ich ja das Unternehmen, und so saß er in der Falle.

Ich hatte es mir damit aber nicht leicht gemacht. Ich wollte, dass wir beide an einem Strang ziehen. Außerdem wollte ich meine Ideen beachtet wissen. Doch Pulli ist nicht der Mensch, dessen empathische Fähigkeiten sich in seiner äußeren Haltung niederschlagen. Irgendwann war ich so fertig von seinem Betonkopf-Verhalten, dass ich nur noch katatonisch im Beifahrersitz hing. Alle Gedanken waren in einem Brei aus Niedergeschlagenheit, Verzweiflung und Aussichtslosigkeit zu einem parkinsonschen Flackern meines Geistes vereint.

Da traf ich eine Entscheidung: Ich würde von jetzt an Pulli ein Spiegel seines Habitus sein. Er sollte spüren, was mit ihm geschähe, wenn er selbst das Opfer seines zwischenmenschlichen Verhaltens würde. Dem gemäß lehnte ich einfach kategorisch jeden seiner Vorschläge ab, und es zählte nur noch was ich wollte. Und ich wollte die Wüste sehen.

Die Überfahrt über die wunderschöne Straße von Messina, die ja jetzt zwecks wirtschaftlicher Belebung des in seiner Ursprünglichkeit faszinierenden Siziliens mit einer unglaublichen Brücke überspannt werden soll, nahmen wir abends.

Sizilien versuchten wir wegen Vorurteilen bzgl. mafiöser Aktivitäten so schnell wie möglich hinter uns zu lassen. Wir erreichten die Fähre nach Tunis jedoch um ein paar Stunden Verspätung nicht mehr. Die Nächste fuhr erst in einer Woche. So hatten wir noch Zeit, die wir nutzen wollten, uns dem afrikanischen Klima anzupassen. Wir mieteten einen Wohnwagen auf einem menschenleeren Campingplatz in einer einsamen Bucht, der einem kleinen, verschlafenen Städtchen von märchenhaft eindeutig südlichem Charakter den Grund seiner Existenz zu geben schien. Schmucklose, quaderförmige, von der Sonne ausgebleichene Häuser auf großzügigen Grundstücken, Siesta vom Frühstück bis zum Abendbrot – das ideale Versteck zweier Vertriebener.

In der Umgebung lagen zackige, schroffe, felsige Gesteinsformationen von einer Höhe, die in Pulli den Mut zu ihrer Besteigung hervorrief. Natürlich musste das immer über Mittag geschehen, denn wir ahnten, welche Belastungen die Sahara uns noch bringen würde – zwei

erwachsene Männer, die sich nicht zu schade waren, sich ihrer geistigen Entwicklungsstufe zu outen, indem sie unter kindlicher Stimmung ihren (schon etwas größeren) Spielplatz erkundeten.

Ein streunender Hund fand in uns Seelenverwandte und ließ sich nach dem späten Frühstück zu einem Tanz im Nachtzug bei blecherner Autoradiountermalung überreden. Pulli wollte nicht. Er meinte, es sei Damenwahl, und der Hund (oder die Hündin?) zeigte kein Interesse.

Die ganze Zeit über aber, ich hatte es mir wie einen Algorithmus vorgeschaltet, war ich auf Hab-Acht-Stellung. Die Philosophie der Behandlung Pullis behielt ich bei. Sie war mir der rettende Anker vor der Angst, durch Kontamination meines Harmoniebedürfnisses mit Pullis Gesellschaft in Katatonie zu verfallen.

Wir mussten etwas einkaufen. Hierzu gab es in der Stadt ein Krämerladen namens Maria Rossa. Maria Rossa stand auch hinter dem Geschäftstresen. Ihre Auge, ihre Haare, ihre ganze Erscheinung war von so ungebändigt wilder Schönheit, dass ich mich ihr am liebsten sofort zum Sklaven angedient hätte. Erst mal aber musste ich, denn ich hatte ja das Geld, und überhaupt, unsere Wünsche äußern. Mir trat der Schweiß auf die Stirn, der Blick flackerte, und ich verlor völlig den Boden unter den Füßen. Nachdem wir erledigten Einkaufs das Geschäft verließen kicherte sich Pulli einen zurecht, dass er gar nicht mehr aufhören wollte. Er habe das noch nie so gesehen und mein Gott, so übel ginge es ihm dann ja wohl doch nicht. Ich fand das nicht so witzig, schaltete dann aber um und schwärmte von Maria Rossa.

Die Fähre kam. Wir saßen mit Touristen in Wind und Sonne an Deck auf dem Boden. Wir waren die eindeutig abgerissensten Exemplare unter den Passagieren. Das *Wohl-Geplante* jedes Schrittes quoll den anderen quasi aus den Poren. Sicherheit strahlten sie aus, Wohlstand und Integrität. Wir waren nichts weiter als Landstreicher ohne Heimat und ohne Ziel, die ihren Schutzengeln viel Arbeit bereiteten, und zu denjenigen gehören, die im Sand nur *eine* Spur hinterlassen.

Tunis war ein Moloch. Auf schnellstem Wege versuchten wir allen zivilisatorischen Merkmalen zu entkommen, fuhren bis in die Nacht und knallten uns einfach irgendwie ins Gras, in den Sand. Morgens weckten uns einige Ziegen, und ein paar Kinder der ländlichen Bevölkerung interessierten sich sehr für unser unglaublich schnittiges Gefährt.

Auf irgendeine metaphysische Weise war mir Tozeur ein Begriff. Dort läge ein schöner Campingplatz. In Fahrschichten streben wir diesem hehren Ziel entgegen. Tozeur war ein Nest, schon fast in der Wüste, aber, und vielleicht gerade deswegen, war es als Brückenkopf der Sahara ziemlich lebendig und voller Möglichkeiten für Wüstenreisende.

Auf dem Campingplatz hatten wir die Wahl zwischen Zelt und Hütte. Wir nahmen die Hütte, weil wir wieder mit einem mehrtägigen Aufenthalt rechneten. Schließlich galt es noch, sich auszurüsten. Die Hütte bestand aus Reisigwänden und einem Sandboden. Sie war besonders das Zuhause zahlreicher und unterschiedlichster Insekten – aber nicht teuer.

Wir brauchten Benzin- und Wasserkanister, Schaufeln zum Ausgraben des Autos, wenn es sich einmal festfahren würde, eine Dachkonstruktion zur Aufnahme all dessen und ein paar Auffahrbleche, auf denen das festgefahrene Mobil ein wenig an Fahrt gewinnen könnte, um sich nicht gleich wieder einzugraben. Die gab es nicht zu kaufen. Aber da ich ja handwerklich vorgebildet bin, beschloss ich, welche in einer Schlosserei zu bauen. Die gab es auch tatsächlich, und Wellblech und Winkelprofile ebenfalls.

So lernte ich, und später auch Pulli, die ganze Familie des Betriebes kennen. Irgendwie hatte ich tagelang zu tun, und so kam es dann auch, dass die neuen Bekannten mich an ihren Ortskenntnissen und geschäftlichen Beziehungen teilhaben ließen. Für kleines Geld hatten wir bald alles zusammen.

Dann aber kam es: Wir wurden zum Essen eingeladen mit Hammelfleisch und Wasserpfeife (kein Dope!). Nach ausgedehntem ruhigen Genießen wandte sich dann die Hausherrin in Übersetzung ihres Sohnes mit der Bitte an uns abgerissene Penner, ob wir nicht etwas für ihren Liebling tun könnten. Ob es uns nicht möglich wäre, ihn in Deutschland unterzubringen und ihm eine Perspektive für sein Leben zu ermöglichen.

Wir waren peinlich berührt. Hatten doch nicht einmal wir, als Deutsche, es geschafft, Fuß zu fassen, und dabei waren wir bestimmt sieben, acht Jahre älter als der Klient. Wir würden unser Möglichstes tun, signalisierten wir mit Händen und Füßen.

Später, als wir wieder „zu Hause“ waren, wo man nie allein war, stellten wir fest, dass die Musikkassette, auf deren Cover eine hübsche (weiße) Frau abgebildet war, und für

die sich die Bande Jugendlicher, die uns stets begleitete, so aufmerksam interessiert hatte, auf einmal in unserer Sammlung fehlte. Ich denke nicht, dass sie gefehlt hätte, hätte man Grund zur Annahme gehabt, wir könnten etwas Perspektivisches für sie tun – doch wer weiß.

*

Am Abend vor dem Aufbruch sollte es dann noch was Leckeres geben. Wir dachten an Gulasch in Tomatensoße mit Nudeln. Zu diesem Zweck musste Fleisch beschafft werden. An einer Hausmauer stand im Freien ein archaischer Tisch mit Fleisch und Fliegen in der prallen Sonne. Die nicht sehr zünftigen Schlachter dahinter waren drei Jungs von geschätzten zwölf bis siebzehn Jahren. Wir suchten uns ein ansprechendes Stück aus, dass ich dann zu Gulasch verarbeitet haben wollte. Leider sprachen die Afrikaner kein Deutsch, und so entnahmen sie meinen Händen und Füßen nur das Wesentlichste.

Der Älteste nahm ein Beil-ähnliches Werkzeug und kloppte damit auf dem Fleisch herum, bis es ein Brei voller Knochensplitter war. Ich hatte ihren fragenden Blicken nicht entnommen, dass sie von Gulasch keine Ahnung hatten. Wie denn auch – in Tunesien! Dementsprechend war unsere Henkersmahlzeit ungenießbar. Vielleicht ganz gut so.

Wir machten am nächsten Morgen noch ein Bild mit uns Zweien, dass jeder Entdecker-Crew des letzten Jahrhunderts zur Ehre gereicht hätte, und los ging's.

Einsam waren wir auf der staubigen, schlecht-gepflegten Piste Richtung El-Oued unterwegs. Die algerische Grenze nahte.

Dort angekommen mussten wir angeben, wie viel algerische Währung wir dabeihaben wollten und – das war der Hammer – wie lange wir genau bleiben wollten, wann wir das Land wieder verlassen würden, ja mussten. Geldbetrag und Zeitraum war gekoppelt, und so ließen wir uns auf vierzehn Tage ein. Pulli hatte die Bedingung durchgesetzt, das Land im Süden wieder zu verlassen. Wir hatten keine Ahnung, was auf uns zukommen würde, und so saß uns der Zeitdruck im Rücken.

Weiter einsam Richtung Ghardaia (soll auch ein schöner Touristenort sein, aber die waren wir ja nicht) und dann bei El-Golea das Nachtlager aufschlagend.

Unsere Karte meinte, 50 km hinter El-Golea würde es losgehen. Darum inspizierte ich noch einmal das Auto. Bisher hatte sich der Wagen tapfer gehalten, bis darauf, das er bei harten Absätzen im Asphalt vorne links immer furchtbar knackte. So prüfte ich die Stoßdämpfer.

Der vordere linke war fest. Wenn ich mich auf den Kotflügel setzte und Pulli drückte, knackte es vernehmlich. Ins Radhaus geschaut und Haube auf. Der Stoßdämpfer war ein öliges Etwas, aber der Schrecken stand erst noch bevor: Unser insgesamt recht korrodiertes Vehikel war im Begriff, den linken Innenkotflügel abzustößen. Die halbe Länge der Schweißnaht war gerissen. Die Verbindung zum Längsholm komplett verrostet.

In diesem Zustand konnte der festgesetzte Stoßdämpfer bei der Zerlegung unseres wertvollen Gefährts ganze Arbeit leisten. Jeder Absatz, jeder Stein und jedes Schlagloch

wurde zur Attacke auf unser Leben. Nicht das wir das Abbrechen des Vorderrades nicht überlebt hätten, aber falls wir uns in den vor uns liegenden wahrscheinlich rauen, einsamen und unbekannten hunderten Kilometern verfahren sollten und dann in diese Lage gerieten, wären wir unter realisiertem Kalkül – tot. Ein elender Tot. Viel Wasser zum langsamen Verdursten in einem unbarmherzigen Höllenschlund, einem gottverlassenen Ort ohne Horizont, der im grellweißen Flimmern der Sonne jeden Unterschied zwischen Land und Luft unsichtbar machte.

Ich beschloss, das so bald als möglich zu reparieren. Das würde Zeit kosten. Ich dachte an El-Golea. Doch da das hinter uns lag protestierte Pulli. Außerdem würde ich viel zu pingelig sein und *das hält schon!* Wir fingen an, uns gegenseitig aufzuregen, aber da ich mich auch nicht als Memme zeigen wollte (vor dem Hintergrund der Philosophie zur Behandlung Pullis) kam ich zu dem Schluss, mit etwas Vorsicht müsste es gehen. So bestiegen wir am nächsten Morgen unseren vermeintlichen Sarg. Das, worauf ich mich gefreut hatte, wofür ich gekämpft hatte, kam jetzt mit Riesenschritten heran.

Ein großes Schild erschien. Darauf eine für jeden verständliche Warnung innerhalb bestimmter Monate das vor uns liegende Gebiet nicht zu befahren. Wir hatten angehalten. Etwas mulmig wurde uns schon, denn das Zeitintervall, vor dem gewarnt wurde, war seit ein paar Wochen angebrochen. Ich beschloss auf Teufel komm raus und unter Pullis Protest, dass nicht mehr schneller als fünfundzwanzig Kilometer pro Stunde gefahren würde. Im Gegensatz zu einem echten Entdeckerteam waren wir

katastrophal ausgerüstet. Wir hatten keine Bodenfreiheit (unser Auto war mit all dem Zeug wie tiefer gelegt), keine Erfahrung, uns drohte der Totalschaden unseres Expeditionsfahrzeugs aus Altersgründen, der Durchquerungszeitraum war schlecht gewählt und außerdem wahrscheinlich zu kurz, und reparieren musste ich auch noch. Der nächste Ort, der mehr wäre als ein Beduinenzeltlager, war 200 Kilometer ungekannten Pistenzustands entfernt.

Wir fuhren also fünfundzwanzig. Die thermischen Reserven des Motors machten uns stolz. Das Auto blieb cool. Natürlich nicht im Innenraum, aber wir rauchten wie die Schlote, und Rauchen hilft bekanntlich gegen alles – genau wie Alkohol, dessen wir beide aber nie gelüsteten.

Noch war die Straße asphaltiert, aber schon bald begann die Schotterpiste. Es gab keine Geschwindigkeit, in der ich mir des Autos sicher sein konnte. Wir fraßen hektisch Langweilskekse. Seit Maria Rossa war das unsere stetige Beschäftigung geworden. Es handelte sich dabei immer einfach um das billigste Gebäck in Keksförmigkeit, dass es in einkaufstütengroßen Packungen gab.

Derart gestresst erschien in der Ferne ein Gebäude. Da es nichts außer Schotter auf der Welt zu geben schien, stach es aus der Umgebung heraus, wie ein zur Nacht beleuchtetes Riesenrad in einer Stadt der Zivilisation. Nach einer Viertelstunde waren wir da. Es handelte sich um ein Gebäude vielleicht zehn mal fünf Meter Grundfläche und drei Meter hoch: Eine Gaststätte. Davor lag ein Mann im längs-gestreiften Nachthemd auf dem Boden, den Kopf an die Hauswand gelehnt, in der Sonne und döste. Als wir hielten, blinzelt er mit einem Auge nur unmerklich

interessiert. Er stand auf, und wir gingen ihm entgegen. Wir hätten gerne mal einen richtigen Kaffee getrunken. Innen war es schattig und merklich kühler. Wir hatten kein Kleingeld. Mit Scheinen konnte er nichts anfangen. Ich hielt ihm ein Fünzigpfennigstück hin. Er sah es sich an, und es schien ihm zu gefallen. Der Kaffee war eine Wohltat, wenn auch im verbeulten Becher.

Wir haben diesen Moment nie vergessen und später noch oft daran zurückgedacht. Wenn wir einmal wirklich nicht mehr weiter wussten haben wir immer geträumt, diese oder eine ähnliche Gaststätte zu besitzen, nur dass wir sie etwas abseits der Piste gebaut, und auch nur einen winzigen Wegweiser aufgestellt hätten. Dann lachten wir uns darüber immer scheckig.

Dann aber verschwand die ordentliche Piste immer mehr und wurde einem ausgedehnten Gebiet immer ähnlicher. Kilometer breit, nur Sand und wenn man sich an zurückgelassenen Spuren vorher gefahrener Fahrzeuge orientierte, war es nicht sicher, das man im festgefahrenen Bereich blieb. Nicht selten, und ohne zu wissen, ob wir jetzt auf der rechten oder linken Seite der Piste waren, wurde der Sand weicher. In diesen Momenten konnte nur Geschwindigkeit helfen. Das Fahrzeug glitt dann mehr über den Sand, als dass es rollte. Lenkbewegungen wurden umgesetzt wie am Ruder eines kleinen Bootes. Doch so schwammen wir durch manch heikle Situation. Das Knacken unseres Stoßdämpfers wurde zum Adrenalin spendenden Nebengeräusch wie der Knall eines überraschenden Gewitters. Wir konnten nicht mehr anhalten. Unsere Angst schob uns weiter und weiter. Auf einmal verschwanden die Spuren. Nur noch der

rudimentäre Anflug eines befestigt erscheinenden Weges befand sich vor unserer von Kratzspuren übersäten Frontscheibe. Wir mussten umkehren. Mit Entsetzen dachten wir an den Spritvorrat. Die Kanister auf dem Dach in glühender Sonne zusammen mit dem Wasservorrat in ausgespülten Putzmittelkanistern und versetzt mit Kalium-Permanganat. Wir wussten nicht, wie eklig dieses Zeug schmecken würde, aber Pulli hatte es in einem Survival-Handbuch zur Wasserentkeimung ausgewählt. Die Anfahrbleche und die Schaufeln. Alles auf dem Dach. Der Zustand der Piste hatte unseren Spritverbrauch auf geschätzte zwanzig bis dreißig Liter auf hundert Kilometer anwachsen lassen. Es war alles kein Spaß mehr.

Doch es schien nur ein Schuss vor den Bug gewesen zu sein. Wir erreichten wieder sicher die Piste, fuhren noch ein Stück, um den Schrecken zu vergessen und schlugen dann unser Lager auf.

Wie friedlich es war, als es zu dämmern begann. Kein Laut war zu hören. Nirgendwo ein Licht. Das Auto strahlte Hitze ab, und auch wir kühlten runter. Physisch und auch emotional. In dieser Atmosphäre schmeckte alles, was zum Verzehr geeignet war, wie ein Lohn überstandener Heldentaten. Wir stritten noch ein bisschen über dies und das und legten uns dann schlafen.

Pulli und ich hatten seit dem Beschluss, so langsam wie möglich zu fahren, dauernd Streit. Das Thema schien dabei keine Rolle zu spielen. Ob es die Hitze war? Wir unterhielten uns eigentlich gar nicht mehr normal. Wir waren immer geteilter Meinung, fraßen Langweilskekse, stopften am Stück Zigaretten in unsere Hälse und

verglühten vor Hitze. Alle konstruktiven Tätigkeiten geschahen am Rande.

Wir waren zwei kaputte Typen in einem kaputten Auto, vor unseren kaputten Leben entfliehend an einem Ort der so lebensfreundlich war, wie der Mond, und unter zeitlichem Druck eines Landes, dessen Regiem uns nicht geheuer war. Wir waren ein Himmelfahrtskommando.

*

Doch es wurde uns geschenkt, heil und unversehrt *In Salah* zu erreichen. Es war mir einer Erscheinung gleich, durfte ich doch tatsächlich etwas gegen meine Bedenken unternehmen und zumindest das Auto versorgen. Aber Pulli sollte sein Fett kriegen. Soviel stand fest.

Er war tatsächlich ehrlich begeistert, als wir den Campingplatz sahen. Es handelte sich um ein riesiges sandiges Areal mit Unterständen aus Wellblech in einer Ecke. Der Platz war völlig leer und glühte in der erbarmungslosen Sonne. Sanitäre Anlagen, wie sie im Affenkäfig eines Zoos vorhanden sind, standen auch bereit. Pulli suchte sich ein nach seiner Meinung gemütliches Plätzchen unter Wellblech aus. Dort würde er ein paar Tage verbringen, aber das wusste er noch nicht.

Da ich im Ort nicht bestohlen werden wollte, wurde das Auto komplett ausgeräumt, und da ich das Geld, die Motivation und die fachlichen Kenntnisse hatte, war ich derjenige, der zur Reparatur in die Stadt fuhr, während er in der sengenden Sonne unser Gepäck bewachte. So war es gedacht.

Nach drei Tagen Senge und einer Nacht, in der er einen furchtbaren Alptraum hatte, der mich weckte, ihn aber nicht, war er gar und erwähnte so nebenbei, ob es nicht ein schattigeres Plätzchen für ihn gäbe. Ich war nicht herzlos, auch wenn ich bisher für die Alpträume zuständig gewesen war, über deren Lautuntermalung meinerseits er sich tagsüber zu bekringeln pflegte.

So brachte ich ihn (und unser ganzes Gepäck) in die Oase. Dort ließen wir uns an einem kostenfreien Platz nieder. Als ich abends wieder zurückkehrte, beschwerte er sich schon wieder. Es stünden ständig lachende Kinder um ihn herum, die ihn bespritzten und die Handteller großen gelbschwarzen Spinnen, die dort ihr Zuhause hatten, wo er jetzt lebte, gefielen ihm auch nicht. Ich fragte ihn, ob er denn nicht wisse, was er wolle. Es gab keinen alternativen Ort mehr. Er zog dann doch die Hölle des Campingplatzes der krabbeligen Oase vor, und berichtete, wenn ich abends da war, ohne Unterlass von dem kernigen Campingplatzbesitzer, der mit seinem Geländewagen gewaltigen Schwunges den Platz umrundete, ihn ansah und grüßte und voller Würde, wie er es nannte, mit durchdrehenden Rädern seinem aktiven Leben nachging. Soll er doch.

Ich war sehr enttäuscht von Pulli. Vor Jahren hatte ich mit einem Freund drei Reisen unternommen, insgesamt zwölf Wochen. Wir hatten uns nie in den Haaren, teilten die gleichen Wünsche und Gefühle und machten alles gemeinsam. Pulli zerstörte mit seiner Halsstarrigkeit und aufgeblasenen Interpretation von Männlichkeit meinen positiven Eindruck männlicher Freundschaft. Ich war

dementsprechend außer mir, sah ich doch keine Möglichkeit, seiner Gesellschaft zu entgehen, und so musste ich mich auf irgendeine Weise, die mich nicht mehr Kraft kosten durfte, als ich entbehren konnte, mit ihm arrangieren. Und so sah das Arrangement eben aus. Im Gegensatz zu dem, was ich in Beruf und Ausbildung zu ertragen gehabt hatte, zeigte sich mir diese Variante als akzeptable Variation der mit Pulli gemachten Erfahrung. Nur das diesmal nicht ich in der Opferrolle war. Trotzdem, es hat mich insgesamt nicht beruhigt, aber Pulli war eben keines Kompromisses fähig.

*

Pullis Lektion war mir aber nur ein Nebenschauplatz. Ich hatte eine Mechaniker-Werkstatt gefunden, und da stand der Wagen eben auf der Hebebühne. Die besetzte ich tagelang, was den Chef, ein älterer, zerknitterter, kleiner, bärtiger Mann mit bunter Kappe und listigem Blick, nicht störte. Über Geld war verhandelt worden. Es lag weit unter dem mir gewohnten Niveau, aber anscheinend hatte es dennoch Vorteile, denn rückblickend muss ich sagen, dass eigentlich, seit ich dort war, ständig Autos von Touristen und Reisenden auf dem Hof flott gemacht wurden. Der Deutsche Wagen in der kleinen Halle, die immer offen stand, zog das Vertrauen von Ausländern auf sich.

Ich hatte mit Bedacht eine Hinterhofwerksatt ausgewählt. Erstens hatte ich wenig Geld, und zweitens brauchte ich Menschen mit Improvisationsgeschick und –mut. Eine Fachwerksatt hätte sich der Aufgabe, so wie sie mir vorschwebte, überhaupt nicht gewidmet. Man hätte mich

vielleicht sogar ausgelacht und mir teure Varianten wertvoller Ingenieurskunst versucht anzudrehen. Ich hatte aber nur das eine Auto und auch nicht das Geld, mir ein anderes zu kaufen. Außerdem war ich von unserem Gefährt überzeugt. Es hat nicht gemuckt und die thermischen Reserven haben mich beeindruckt. Das war mir mehr Wert als die ganzen verbalen Beteuerungen eines womöglich dubiosen Geschäftemachers (Schließlich wären wir ja weg gewesen, wenn wir weg gewesen wären. Was hätte er sich da um unser Schicksal geschert, wenn er einmal das Glück gehabt hätte, etwas Geld in die Hand zu bekommen)

Der Chef war ein findiger Mensch, der genau meinen Vorstellungen entsprach. Aus irgendwelchen Ecken klaubte er immer alles zusammen, was gebraucht wurde. Ein Stück rostigen, eineinhalbzölligen Wasserrohres von zufällig genau der richtigen Länge wurde zur Domstrebe. Ein altes Gestell gab die Winkelprofile zur Befestigung derselben an den Längsholmen her. Improvisierte Blechschüsseln ermöglichten eine Verbindung der Domstrebe zu den Radhäusern.

Das alles musste irgendwie verschweißt werden. Der arme Mensch (rabenschwarz), der dazu verurteilt wurde, kam aber nicht in die Gnade eines Schweißschirms. Ich konnte es gar nicht mit ansehen, was er seine Augen antat. Ich hatte ja auch keinen Schweißschirm und so hielt ich ihm meine Sonnenbrille hin, die er aber ablehnte (Vielleicht weil er meinte, der Chef würde meinen, dass ich mir das vergüten lassen wollen würde. Die Nähte waren eine Katastrophe. Wenn der Lichtbogen aufflammte machte der Mechaniker die Augen zu. So setzte er Punkt neben Punkt.

Abgesehen von meine Wünschen konnte es mit ihm nicht gut gehen.

Ich ahnte, was kommen würde, und drängte ihn, noch am gleichen Tag fertig zu werden. Das schaffte er aber nicht. Am nächsten Tag ging es ihm so schlecht, dass er kaum kriechen konnte. Seine Augen taten so weh und haben mit Sicherheit auch einen irreversiblen Schaden erhalten, so das, wäre ihm das in Deutschland passiert, er wahrscheinlich über kurz oder lang in eine Verrentung gekommen wäre. Augen sind nicht zu ersetzen.

Ich wollte meine Augen nicht zerstören, fragte ihn aber trotzdem, ob ich mit der Sonnenbrille schweißen könne. Er lehnte ab, und brachte es fertig, die Konstruktion fertig zu stellen. Ein Stossdämpfer fand sich leider nicht, höchstens mit Wartezeit und zu unerschwinglichen Preisen bezogen auf das Geld, das wir an der Grenze gewechselt hatten. Ich hatte keine Lust auf Behördentrara wegen Geld oder zu spätem Verlassen des Landes. Ich wollte endlich weiter.

Das Werk machte einen passablen Eindruck auf mich und ich beschloss, ihm zu vertrauen, aber leider war jetzt für den Luftfilter kein Platz mehr. In Deutschland hätte ich gesagt, „Na und!“, aber in der staubigen Wüste wäre das das Ende gewesen. Der Chef hatte eine Idee. Er ging weg und kam mit einem kleinen Fässchen wieder, so groß wie eine Konservendose. Ein Luftfilter, und zwar von einem Rasenmäher. Ohne mir über dessen Kapazität Gedanken zu machen, freute ich mich einfach, eine Lösung zu haben. Mit irgendwelchen Schläuchen und Faltenbälgen fand das Ding auch seinen Bestimmungsort. Sogar die Motorhaube ging zu.

Als ich zu Pulli fuhr, merkte ich, dass der Motor unter extremem Leistungsverlust litt. Höchstgeschwindigkeit sechzig Km/h. Ich untersuchte das, und fand, das sich ein Faltenbalg beim Gasgeben immer zusammenzog. Aus einer alten Coladose machte ich Verstärkungsringe, die genau in die Falten des Faltenbalges passten. Doch viel besser wurde es damit nicht.

Wir hatten keine Wahl. Es musste weitergehen, sollten wir im behördlich zugesagten Zeitrahmen bleiben.

*

Wir beluden das Auto, schliefen noch eine Nacht, und dann sollte es losgehen.

Der Campingplatz hatte sich mit einer Gruppe Durchreisender gefüllt, so dass unsere Alpträume ein Publikum gefunden hatten. Wir hatten auch ganz kurz Kontakt aufgenommen, und man hatte uns berichtet, das die vor uns liegende Etappe, die sechshundertsechzig Kilometer nach Tamanrasset, dem Herzen der Sahara, das schwierigste sei, was die Querung von Nord nach Süd betraf. Nicht umsonst wären sie in der Gruppe unterwegs. Man müsse sich gegenseitig helfen können – gesagt vom Besitzer eines Vehikels, das auch den Papst auf dem Mond sicher durch dessen dunkle Seite bringen würde.

So hatten wir beschlossen, uns ebenfalls der Gruppe anzuschließen. Wir liebten zwar Einsamkeit und Unabhängigkeit, aber wir liebten auch (trotz allem) unser Leben.

Es war uns nicht entgangen, wie unser Auto, unser Gepäck und unsere „Ausrüstung“ beglubscht wurden. Man hatte uns auch angesprochen, hat sich die archaische Reparatur des tragendsten Elementes der lenkenden Achse zeigen lassen. Die Benzinkanister hoch oben auf dem schwarzen Vinyl, von den fleckigen Plastikkanistern des Wasservorrats flankiert. Die uralten Schaufeln und die der Eisenzeit entstammenden beiden Auffahrrampen, von denen jede ~fünfzehn Kilo wog, und die man immer wieder zum Auto schleppen muss.

Unser Fahrzeug hatte vielleicht noch eine Bodenfreiheit von zehn Zentimetern. Doch ein jugendlicher Abenteurer hatte sich ausgerechnet uns ausgesucht, um danach zu fragen, ob wir ihn mitnehmen. Er hieß mit Pseudonym Vido und wollte uns dafür bezahlen. Abgebrannt, wie wir waren half es dann auch nichts. Vido und sein Gepäck (zusammen etwa 100+ Kg musste noch zusätzlich eingepackt werden. Abgesehen von der Dachlast und der Leistung (vielleicht noch 15 PS) machte der Wagen jetzt den Eindruck eines Stock-Cars. Die hintere Hälfte des Auspuffs hatten wir verloren bzw. nicht wieder befestigen können und der heiser röhrende Motor schüttelte die aufgepflanzte Fahrgastzelle bei jeder Bewegung des Gaspedals. Die Ecken der Stoßstangen hatte ich entfernt, da sie vom Verhaken hier und da abgestanden hatten. Die hinteren Seitenscheiben hatten wir rausgenommen und die vorderen waren sowieso immer unten. Um im Kofferraum auch den Platz des Reserverades nutzen zu können, hatte ich es auf dem Kofferraumdeckel fixiert. Innen glich es einem Cabrio, mit dem Kies transportiert wird.

Wir fuhren los. Die ganze Gruppe, darunter auch zwei Sattelschlepper, setzte sich in Bewegung. Ich fuhr nur Vollgas, aber der Wagen schaffte nur fünfzig. Die Sattelschlepper waren mit diesem Tempo noch einverstanden, und da sie bzgl. des Herausschleppens aus festgefahrener Lage das wichtigste waren, was die Gruppe besaß, ordnete man sich ihnen unter. Doch der Sand wurde tiefer. das Fahrzeug walkte lahm die abgefahrenen, rissigen Reifen im weichen Untergrund. Jede ernstzunehmende, mehr als fünf Meter lange, Pfütze tiefen, weichen Sandes würde uns zum Stehen bringen. Der Motor begann, sich von dem unstimmigen Luft/ Benzin-Gemisch zu verschlucken. Ich versuchte mit dem Gasfuß den Luftanteil so zu dosieren, dass er sauberer bis sauber lief. Es war schwer, sich in der Gruppe mit derartiger Leistungsschwäche zu arrangieren. Ich konnte meinen Gefühlen, meinen Ängsten, keine Luft machen, indem ich wild auf dem Gaspedal herumgetreten hätte. Ich musste mich konzentrieren, das Äußerste aus dem Motor zu holen, indem ich den Punkt im Gas suchte, der es von vielleicht 48 auf 51 brachte. Doch es war ein Zweckloses Unterfangen. Als Rattenschwanz der Gruppe fuhren wir uns fest. Die Gruppe hielt an.

An einem der Lastwagen war hinten ein Auto festgetüdel, das mir deswegen besonders aufgefallen war, weil es mehr hinterhergeschliffen wurde, als dass es rollte. Die Hinterachsaufhängung war gebrochen, und die Räder steckten tief in den Radhäusern und schliffen wohl auch daran. Der Besitzer dieses Vehikel steuerte (was man in so einem Fall so Steuern nennt) das Auto. Er sah furchtbar aus. Das Tüdelband, mit dem er mit dem LKW verbunden

war, war vielleicht drei Meter lang, wenn überhaupt. Er saß also mitten in der Staubfahne des Zugfahrzeugs, dass ihm jede, aber auch jede Sicht nahm. Sein Schrottauto schlingerte, die Räder mussten lautstark scheuern. Ich fragte ihn, warum er es nicht einfach stehen lässt. Wirren Blickes meinte er, er wolle es verkaufen. Er bräuchte das Geld. Er ertrug die Angst, unter den Sattelschlepper zu rutschen um eines Spekulationsgeschäft willen. Doch er war nicht herzlos, wie sich später herausstellen sollte.

Wir standen vor unserer festgefahrenen Karikatur eines sterbenden Rennwagens, und standen vor der Entscheidung, entweder uns ohne Luftfilter aus der prekären Lage zu befreien, denn mit hatten wir nicht genug Leistung, um aus dem Loch herauszukommen, oder aber das Auto stehen zu lassen und irgendwo Unterschlupf zu suchen.

Wir öffneten die Haube, die Kippe immer im Mund, und sahen uns das ganze an. Irgendetwas tropfte in der glühenden Sonne. Das kann doch nicht...? Das darf doch nicht...? Schon lag ich mit dem Kopf unter dem Auto. Der Sprit kleckerte vor meiner Nase in den Sand. Ich konnte es nicht glauben. Pulli brüllte „Raus da!!! Raus!!!“ Ich sah ihn an, und er schlug mir die Kippe aus dem Gesicht.

Eine Stück Schlauch, ein Verbindung zweier Spritleitungen hatte sich irgendwie aufgelöst. Vielleicht auch ein Grund für den Leistungsmangel, oder aber ein Funken Hoffnung auf drei PS mehr.

Was sollten wir tun? Der wertvolle Sprit, wichtiger fast als Wasser, verlor sich im Wüstensand. Pulli, der sonst immer über alles meckerte, was ich vorschlug, hatte einen nützlichen Gedanken: Wir hatten so viele Schläuche im

Motorraum, die konnten doch nicht alle so furchtbar wichtig sein.

In der glühenden Sonne unter den Augen der Gruppe zertraten wir an dem einen oder andere Schlauchstück herum, erklärten uns seine Aufgabe und entschlossen uns dann für eines, von dem wir glaubten, dass es sowieso nur Luft führte. Das bekam dann den schadhafte Ort zur neuen Heimat.

Derart beflügelt fanden wir den Umstand des Hinterradantriebs unserer Limousine als ausreichenden Grund, anzunehmen, dass im Vorderwagen Staub und Sand nur in mehr oder minder ungefährlichem Maße aufgewirbelt würde, so dass wir es wagen könnten, zumindest die Grube, in die wir gefallen waren, zu verlassen. Jemand gab uns noch einen alten Nylonstrumpf, den wir mit einem Gummiband am Lufteinlass des Vergasers befestigten, um die größten Kiesel fernzuhalten. Bei der Probe mit laufendem Motor zeigte sich dann die Tendenz, dass der Strumpf in den Zylinderkopf gesogen würde. Wir entschieden uns, einem Gottesurteil eine Chance zu geben, und entfernten den Strumpf, der uns eher als Gefahrenquelle erschien, als das er hätte helfen können. Es war eine Freude, endlich wieder die volle Leistung zur Verfügung zu haben. Unter kraftvoller Geräuschkulisse und Vibration gab sich unser gerädderter Retter kämpferisch. Die Kuhle war schnell verlassen. Die Auffahrampen mussten hundert Meter geschleppt werden, da ich einen Sicherheitsabstand zur Gefahr haben wollte. Dann wurde wieder der Luftfilter eines Gartengerätes montiert, und der Stress begann von Neuem. Die urwüchsige Motorenkonstruktion gab sich unempfindlich genug, sich

von einem eventuellen Schaden nicht das geringste anmerken zu lassen.

Doch bald saßen wir wieder fest. Die Gruppe erwog, uns zu verlassen. Ein Anbinden an den anderen Laster kam nicht in Frage, da der Preis nicht gerade klein ausfiel. Die LKW-Fahrer waren über die Preise auf dem Gebrauchtwagenmarkt in der südlichen Sahelzone informiert und kannten so den Wert ihrer freiwilligen und un versteuerten Dienstleistung, die nicht von ihren Chefs kontrolliert werden konnte. Wohl aber die Dauer ihrer Reise.

Der Fahrer des hinterhergeschliffenen Autos kam zu uns. Er sah immer noch nicht besser aus, signalisierte aber (er war Franzose), dass er etwas für uns hätte. Pulli ging mit ihm mit.

Ich war viel zu fertig, um noch solche Details zu bemerken. Ich trank kaum. Der schnell gebrühte Kaffee mit dem von der Sonne erhitzten Kalium-Permanganat-Wasser war ein derart grauenhaftes Gebräu, dass einem speiübel wurde. Ohne Kaffee war es noch grausamer. Die Hitze, die Aufregung, die viele Bewegung und die Anstrengungen – noch verstärkt durch Pullis Missachtung – kombiniert mit meiner leichten Kleidung, die viel Haut der Sonne aussetzte (Pulli war immer angezogen wie im Herbst) tat ihr übriges: Ich kippte um. Nach kurzer Ohnmacht (man stand um mich herum) besann ich mich wieder meiner Aufgaben. Das sollte noch öfter passieren.

Doch als hätte mich die Ohnmacht in ein Paralleluniversum versetzt, in dessen Paradigma mein Schicksal ein anderes war als das des Todgeweihten im vorigen, erschien vor meinem Angesicht ein wundervoller,

schöner und riesengroßer Luftfilter, der wohl einmal einem Lastwagen der Sahara, den Berliots, gehört hatte. Ein Nassfilter von der Dimension eines Zwanzig-Liter-Fasses. Dass der Platz finden würde war weniger ein Kalkül als ein Entschluss. Er wurde zwischen alle möglichen Module in eine Ecke des Motorraums gestopft, die es noch ermöglichte, ihn mit dem Lufteinlass des Vergaser auf eine Art und Weise zu verbinden, wie es einst die NASA mit dem Kohlenmonoxidfilter der Apollo 13 gemacht hatte, um die Astronauten lebendig und unversehrt wieder auf den Boden zurückzuholen.

Doch jetzt ging die Motorhaube nicht mehr zu. Wir konnten es verhindern, ganz ohne zu fahren, indem wir ein Scharnier abschraubten, und sie unter ganzflächiger, propellerhafter Verbiegung zuzudrücken. Unser Glück hatte dafür gesorgt, dass die Haube nicht auf der Fahrerseite die Sicht behinderte. Der Luftfilter hatte rechts Platz gefunden.

Jetzt war das Fahren eine Wonne, und ich konnte mich wieder mit der Radaufhängung beschäftigen. Wir kamen auf eine weite Ebene mit harter Waschbrettstruktur, ganz so wie am Meeresboden. Manche aus der Gruppe machten es vor, wie man darauf fährt. Nicht etwa mit zwanzig oder dreißig, wo man durchgewalkt wird, wie auf einem Schiff. Nein, sie beschleunigten unter höchster Belastung des Fahrzeug auf etwa hundert. Die Räder tanzten in den Kotflügeln bis das Auge ihnen nicht mehr folgen konnte, aber die Karosserie hielt still.

Wir wollten bei der Gruppe bleiben, versuchten, uns diesem von mehr und mehr Fahrzeugen übernommenem Stil anzupassen. Doch der Gedanke an das, was da vorne

unseren Freund zusammenhielt und die ächzenden, stöhnenden und knackenden Geräusche des Stoßdämpfers ließen mich aufgeben. Wir hielten erst mal an und die Gruppe verschwand den Eindruck hinterlassend, endlich die ewige Schrottbremse los zu sein. Wir hatten in ihnen den Ruf hinterlassen, dem Team folgen zu sollen, dass Wochen vorher in der Sahara verschollen war.

*

Die Ebene wurde nach meiner strikten Anweisung vorsichtiger und schaukelnder Weise unter Pullis andauerndem Protest durchquert. Vido war still geworden. Was er anfangs noch mit Interesse verfolgt hatte – uns und unser Abenteuer auf analytisch-akademische Weise beobachtend und die Eindrücke sammelnd, als sei er im Begriff, eine wissenschaftliche Abhandlung über die Subkultur des Aussteigens zu formulieren – war zu einem stillen Entsetzen, einer Angst um sein Leben geworden. Wäre unsere Umgebung nicht so lebensfeindlich gewesen, er wäre sofort ausgestiegen.

Ein Auto tauchte vor uns auf. Daneben ein Mensch unter einem Sonnenschirm aus Stöcken und Kleidung. Wir hielten an. Er war hilf- und sprachlos, hing in dem kärgliche Schatten. Sein Gesicht drückte Verzweiflung und Kraftlosigkeit aus. Seine Mitfahrgelegenheit war von zwei Männern besetzt, die dieses Bild unmännlichster Lage missbilligend anstarrten. Vido war ausgestiegen und sprach die beiden an, dann stieg er zu, und sie rasten von dannen. Wir sahen ihnen nach und stellten fest dass wir nicht bezahlt worden waren.

Wir sahen den Vorder- und Hinterwagen des davon preschenden Fahrzeugs voneinander unabhängige Bewegungen ausführen. Der Unterboden hatte sich von den Vibrationen der Wellblechpiste vom Rest des Fahrzeugs gelöst. War gebrochen, oder was weiß ich. In diesem Hinterwagen, der drohte, sich zu verselbständigen, der bei hundert Km/h ein Eigenleben führte, war der Aufenthaltsort der traumatisierten Gestalt unter dem Sonnenschutz gewesen. Da war er ausgestiegen.

Wir hatten keine Bodenfreiheit, kein stabiles Gefährt, dass auch nur irgendwelche Reserven hatte. Ich kam gar nicht auf die Idee, das Leid des Mannes bei meiner Entscheidung in Betracht zu ziehen, und so ließen wir ihn zurück wie einen Überzähligen im Rettungsboot Schiffbrüchiger. Wir hatten ihn zwar nicht rausgeschmissen, aber wir hatten ihn auch nicht aus dem Wasser gezogen, als er hineingefallen war. Wild mit den Armen ruderd rannte er hinter uns her, verzweifelt, angsterfüllt, enttäuscht und wütend.

Später, viel später, hat Pulli mir die Geschichte erzählt. Ich, der ich meine Entscheidungen in eisig kaltem Kalkül ohne Bewusstsein für das Leid anderer getroffen hatte, hatte vergessen, in welche Gefahr, ja Todesgefahr ich den Menschen gebracht hatte. Meine Ohnmachtsanfälle, die Verantwortung für die Reise und die Last der Entscheidung, meinem Leben eine Perspektive zu geben sowie die Aussichtslosigkeit einer im Zielfernrohr liegenden Existenz für Pulli (oder auch für mich) haben mich unempfindlich gemacht.

Zwei, drei Stunden später verwandelte sich die Wellblechebene in einen weiten Ozean harten Untergrundes aus langgezogenen Wellen, in deren Tälern sich tiefer Sand

abgelagert hatte. Ich wollte weiter langsam fahren. Doch immer und immer wieder fuhren wir uns fest. Im Glutofen der Wüste schaufelten wir immer und immer wieder die Auffahrrampen unter die Räder und schoben das Fahrzeug zur Unterstützung an. Ich war bald am Ende, konnte nur noch die Maschine bedienen. Pulli, von weit größerer körperlicher Leistungsfähigkeit, machte es noch etwas länger allein. Dann aber, irgendwann, sah ich ihn im Rückspiegel mit den Auffahrblechen heranwanken. Ich bekam Angst, er würde in der Hitze umkippen, würde mir sterben. Ich hätte ihm nicht helfen können.

Dann saß er neben mir, regungslos, flach atmend, verschwitzt, und ich überlegte, dass er nicht noch einmal uns ausgraben würde können, und ich war dazu sowieso nicht mehr in der Lage. Die Glut der Sahara trieb uns immer wieder in Bewegung, um zumindest etwas kühlenden Fahrtwind zu spüren. Der Gedanke an Rast, so wie es der Mann unter dem Sonnenschutz getan hatte, erreichte uns nicht, und wir hätten ihn auch nicht attraktiv gefunden. Ich beschloss, dem Wagen, so wie er war, zu vertrauen. Ihm alles abzuverlangen und zum Gottesurteil über unsere Zukunft werden zu lassen – ich gab Gas.

Erster, zweiter, dritter Gang, Vollgas, Vierten rein. Der Motor saugte, schnappte nach Luft, was der große Luftfilter noch in Resonanz verstärkte. Ich schaltete in den Dritten. Unter ohrenbetäubendem Gebrüll jaulte die Mechanik unter der hohen Drehzahl – der Gang sollte es sein. Wir erklommen die Wellenkämme, tauchten in die Sandfelder der Täler ein wie der Fischtrawler im Spielfilm *Der Sturm*.

Eine nicht enden wollende Odyssee unausweichlicher Umstände benutzte das Fahrzeug, uns und unser Leben zum Spielball seiner perversen Gelüste zu machen. Die Sonne glühte auf uns herab. Der Motor erreichte den roten Balken der Temperaturanzeige, doch ich stand auf dem Gas und ließ den Gang drin. Mit jedem Eintauchen in die Sandfelder schoben wir eine aufpeitschend Bugwelle vor uns her.

In diesem Spektakel erinnerte ich mich daran, dass wir auch eine Richtung brauchten, ein Zeichen, auf das ich zuhalten könnte in dem von schlingernden Bewegungen verrutschten Ziel. Am flimmernden Horizont standen zwei Bäume nebeneinander, als warteten sie darauf, uns zu empfangen. Ich wählte sie zum Ziel und hielt auf jeder Kuppe darauf zu. So kam ich näher und näher, und in der Freude, dass das Fahrzeug hielt, dass die Strategie richtig war, zielte ich in ihre Mitte. Pulli war zu sich gekommen, und spiegelte in seiner Ausstrahlung die Atmosphäre der Situation wieder – er sagte kein Wort.

Als die beiden einzeln stehenden, einzigen Bäume weit und breit seit unserem Aufbruch, nah waren, zu nah, um noch etwas unternehmen zu können, gaben sie ihre Bestimmung preis: Hinter ihnen war ein Abhang.

Ein Abhang von zwei, drei Metern Höhe, den ich nie und nimmer mit einem Fahrzeug genommen hätte. Ich hoffte, ja betete, ein Stoßgebet und ließ es geschehen - wir flogen. Ich erinnerte mich gerade noch daran, Gas weg zu nehmen, um den an den Grenzen seiner Belastbarkeit angekommenen Motor zu retten.

Der Vorderwagen neigte sich im Flug. Wir würden da aufschlagen, wo wir am empfindlichsten sind, dort, wo der

Mechaniker sein Augenlicht gelassen hatte. Mit einem Schlag, einem Knacken und einem Bremsen landeten wir. Sicherheitsgurte hatte ich mir und Pulli angelegt, als ich mich für den jetzt hinter uns liegenden Höllentrip entschieden hatte. Das Heck setzte auf. Ich betätigte das Gas noch einmal, um kontrollieren zu können, falls wir nicht in einer Sandkuhle zum Stehen kämen, und dann hielten wir.

Wir standen einfach nur. Der Motor machte sein schönes, Geborgenheit ausstrahlendes Geräusch für zwei Menschen, die ihr Schicksal in seine Hände gelegt hatten, die ihn bewunderten, liebten und stolz auf ihn waren. Wir stiegen aus. Wenige Sekunden, nachdem wir beide standen, knackte es gewaltig, und das Fahrzeug schnellte von vorn links ausgehend in die Höhe. Der Stoßdämpfer hatte seine verkantete Position verlassen, und das Fahrzeug stand wieder aufrecht da.

Die Konstruktion hatte gehalten. Kein Riss, nichts verbogen oder marode. Wir hatten dem Wagen etwas zugemutet, was ihm auch nicht hätte zugemutet werden dürfen als er neu, jung, war, und er hat es überstanden. Dieser Sprung wäre unser Aus gewesen. Mit gebrochener Vorderradaufhängung wären wir nur noch von einem Spezialfahrzeug geschleppt weiter gekommen. Ich hatte richtig entschieden, auch wenn der Abhang ein Missgeschick war.

*

Von da an hat mich Pullis Kritik nicht mehr gestört. Selbst unter seiner Annahme, dass nur ich so blöd sein kann, den

einzigsten Abhang in hundert Kilometer Umkreis zu suchen, hieß es doch auch, dass es mein Auto ist, das ich fahre, und dass darum auch mir und meinen Eigenheiten entsprechen muss wie eine Prothese, eine Brille o.ä.. Offenbar ist es so eingerichtet, dass ich mich anpasse, aber meine Individualität mir auch zu Dingen rät, die ich brauche und die mir die Umgebung anpassen. Auf diese Weise ist jeder der Gestaltung seines Lebensraumes teilhaftig.

Ich habe diesen Gedanken nicht mehr vergessen. Wenn ich heute Dinge für nötig halte, in denen andere Menschen keinen Sinn sehen, so bestimme trotzdem ich über deren Sinnhaftigkeit. Denn was für mich gilt, muss nicht für andere gelten und umgekehrt. So zu denken, ermöglicht mir die Simulation eines Selbstbewusstseins.

Ist es nicht das Selbstbewusstsein, das anderen den natürlichen Rückhalt ihrer Entscheidungen darstellt? Ist es nicht einfach Ausdruck früh erlebter Bestätigung aus Liebe (enttäuschender Liebe oder auch Unterwerfung?) übernommener Werte und Moral? Orientiert sich Pulli nicht an dem Gefühl einer Peinlichkeit, einer Emotion also, beim Vorstellen einer Handlung, eines Plans? Denkt er dann nicht eher daran, wie andere seine Haltung bewerten würden? Kann seine Ablehnung nicht einfach nur der Ausdruck fehlgeleiteter Moralvorstellung sein angesichts einer Fassade falschen Stolzes, einer geknickten Individualität, eines in Verunsicherung erstarrten Vorbildes?

*

Wir verbrachten die Nacht da, wo wir aufgeschlagen waren. Der Wagen und wir mussten abkühlen und außerdem war es auch schon spät genug.

Nach einer ruhigen Nacht starteten wir früh in den neuen Tag, das Feld der Überraschungen. Mit kontrollierter, mäßiger Geschwindigkeit durchmaßen wir den Rest des Ozeans, der uns im gestrigen Sturm so orientierungslos hat irren lassen.

Tamanrasset, das Herz der Wüste nahte. Mittags (wir hatten nicht mehr schaufeln brauchen) trafen wir auf die verlorene Gruppe. Am Rand eines Tales standen die Autos, und die Menschen, Piloten, Gestrandete und Verschlagene starrten gebannt auf das Schauspiel vor ihren Augen.

In der Mitte des Tales, das von Ost nach West vielleicht früher einem Urstrom das Bett gewesen sein mag, stand ein aus der Entfernung klein wirkender Sattelzug. Wie Ameisen krabbelten Leute um ihn herum – er saß fest. Die Spuren wiesen die gefährliche Zone des Einsinkens auf einer Länge von vielleicht vierhundert Metern aus. Wir alle mussten da durch. Auch die Sattelschlepper würden nicht helfen können

Die Strategie, solchen Gefahren zu trotzen, war immer die Gleiche: Vollgas. Ein Geländewagen mit ordentlich Bodenfreiheit fasste Mut. Der Motor schrie auf, und er beschleunigte hangabwärts auf das Äußerste. Schlingernd und wankend suchte sich der Wagen einen Weg durch das amorphe, wie flüssig erscheinende Element. Unter größter Anstrengung erreichte er das rettende Ufer. Und da sollten wir mit unserer Schleuder durch? Ohne Hilfe? Einfach so? Ein weiteres Fahrzeug machte es nach und versagte knapp. Auf dem Kurs durch diese Herausforderung hatte ihn ein

Lenkfehler Fahrt gekostet. Er war nicht gekippt. Beflügelt von diesem Glück schaufelte er emsig und fand das Ziel bald.

Dem zweiten Sattelzug gelang es auf mutige aber nicht unspektakuläre Weise dem Schicksal seines Artgenossen zu entgehen. Er koppelte anschließend den Auflieger ab und kam dem immer noch Festsitzenden zur Hilfe.

Von hinten kam ein Brummen heran. Eine Limousine deutschen Fabrikats rauschte mit mörderischem Tempo, uns keines Blickes würdigend, vorbei, den Hang herunter und glitt wie ein Sportboot über den See unserer Ängste.

So und nicht anders müssten also auch wir es machen. Wir würden auf dem Bodenblech mit dem Antrieb eines Schaufelraddampfers ohne Schaufeln rutschen.

Es war Abend geworden. Ich war nicht scharf darauf, schon wieder technische Probleme zu haben auf einer Piste, deren Ränder immer wieder Autowracks aufwies. Doch wir hatten lange genug geschaut, um zumindest theoretisch auf alle Eventualitäten vorbereitet zu sein.

Wir stiegen ein und setzten zurück. Der Anlauf der vollwertigen Expeditionsfahrzeuge war Pulli nicht genug. Wo es die Flanke des Urstromtales hinabging, waren wir schon auf Achtzig. Er reizte den Dritten aus und ließ das Gas im Vierten offen in die Brennräume dringen. Wir tauchten in die Quelle unserer schlimmsten Befürchtungen ein, als wären wir Amphibien. Gefasst hielt Pulli das Steuer in seinen Händen. Die Drehzahl sank. Früh, fast zu früh schaltete er runter, ohne den Fuß zu lupfen. Die Kupplung riss die Welle in den effektiveren Drehzahlbereich. Der Motor gurgelte unter der Last einsinkender Räder. Der Sand schliff vernehmlich den Kiel unseres Wüstenschiffes

blank. Der Vorderwagen tanzte mit erhobener Schnauze durch das wogende, sandiger Meer. Zwei Drittel waren geschafft. Rasch waren die Gänge durchheilt, als wir unter heulender Maschine das Ufer erreichten.

An den grünen Retter unserer Seelen gelehnt rauchten wir, als Vido uns entgegenschnitt. Er sah uns um ein Wesentliches reifer erscheinen lassen, als zu dem Zeitpunkt, an dem er uns verließ. Er entschuldigte sich für den unangemeldeten Wechsel seines Lifts, und gab uns, was uns zustand.

Unter dem Grollen großvolumiger und vielzylindriger Dieselmotoren fand auch das Malheur des Sattelzuges ein glückliches Ende. Mit Utensilien, die aus der Ferne wie Exponate aus *Gullivers Reisen* wirkten, waren die meisten dem Freund zur Hilfe geeilt und so hatten sie bewerkstelligt, was sonst die Aufgabe einer Planierdraupe oder eines Panzers gewesen wäre.

Nur wenig entfernt beherrschte ein Felsblock von gigantischer Dimension den Ort des Geschehens. Vor der unmittelbaren Nachbarschaft erlittener Schrecken flüchtend, strebten nun alle zu diesem Sicherheit und Vertrauen ausstrahlenden Zeichen der Ewigkeit.

Die Kapitäne der Wüste, die Fahrer der Sattelzüge, wussten sich zu bedanken. In einen großen Blechtopf, ähnlich dem, wie ihn Druiden zur Herstellung eines Zaubertranks (oder auch Kannibalen zum Erhitzen ihrer Nahrung) benötigen, warfen sie grob geschnittenes Gemüse, Mengen von Pfefferkörnern und anderen Gewürzen und neben reichlich Wasser auch viel, viel Salz. Das alles köchelte auf kleiner Flamme eine ganze Zeit lang.

Es war genug für alle da, und so bekamen auch wir erschöpften Helden unverdient etwas ab. Ganze Kartoffeln und große Stücke ungewohnter Pflanzen schwammen in einem heißen Extrakt von dunkler Farbe. Die Schärfe zerschnitt uns den Gaumen. Doch anschließend hatten wir das Gefühl, endlich einmal etwas zu uns genommen zu haben, und so richteten wir zufrieden wie warme Schiffsmotoren am Ende einer langen Überfahrt unser Lager inmitten eines Volkes von Nomaden der Sehnsucht.

* * *

Der Monolith hinter mir strahlte die Hitze vergangener Tage noch weit ab. Die Menschen um mich herum lagen still und waren mit sich selbst und dem verstrichenen Tag beschäftigt.

Ich lag auf dem Rücken und sah in die Sterne. So riesengroß der Kosmos war, erschienen mir die Lichter wie in meinem Inneren. Sie waren wie das Kitzeln meiner Netzhaut, so nah bei mir, dass nichts mir verriet, ob sie innen oder außen waren.

Ich erlebte die Größe, die Kälte, die abgrundtiefe Einsamkeit dieser Leere ihres Zuhauses, und auch der Boden unter mir, war nichts weiter als ein Tropfen Materie in der unendlichen Dimension des Alls. Doch dieser Tropfen bot mir ein Zuhause, das nichts von dem kannte, was vor meinen Augen stand.

Es war mir, als läge ich direkt auf dem Mars, doch ich konnte atmen. Es war warm. Ich war nicht allein. Ich konnte hoffen, alle meine Träume würden in Erfüllung gehen. Eine Frau, Kinder, ein Platz in der Gesellschaft.

Nichts schien mir das Glück inmitten der unfassbar finsternen Leblosigkeit auszuschließen.

Hier, da wo ich war oder nur den billionsten Teil eines Lichtjahres entfernt, in Tamanrasset nämlich, könnte alles liegen, dessen Fehlen mir das Herz so schwer machte.

Die Suche nach dem interstellaren Antrieb, einer Energiequelle, so gewaltig, dass sie Sterne zerreißen könnte, ist unnütz. Ein Fahrrad, die Füße, weiter liegt das Ziel nicht entfernt. Ich sah auf einmal keine Gründe mehr, Reisen von Generationen umspannender Dauer durch Lichtjahre leeren Raumes zu erträumen, um meine Hoffnung an einem Abbild dessen zu erneuern, was mir in diesem Moment den Rücken stützte.

Ich war und bin, weiß Gott, kein tiefreligiöser Mensch, aber die Empfindung, die ich hatte angesichts der sich vor meinen Augen erschließenden Unendlichkeit und das unbeschreibliche Staunen über meine lebendige Existenz inmitten von Vakuum konnte ich nicht anders deuten, als mit der unergründbaren Gegenwart Gottes.

Die unter deformierten Naturgesetzen brodelnde, sich durchdringende, übereinander peitschende und entartete Materie glutheißer Sterne, die mir in dieser Entfernung nur das Kitzeln meiner Netzhaut waren, gab mir damit eine Möglichkeit zum Durchmessen der Kathedrale, in deren Staub ein Atom unsere Heimat ist.

Die mächtigen Energien am Firmament berührten mich leise wie zum Zeichen ihrer Unerreichbarkeit, und es war mir nicht möglich, anderes zu denken, als dass ich Gott noch nie oder auch nur annähernd so nah gespürt hätte.

* * *

Ich kann diese Erfahrung und ihre Gnade, nicht rückgängig machen.. Seit damals existiert in mir der Gedanke namens *Gott*. Ich habe ihn immer wieder vergessen und mich immer wieder an ihn erinnert. Von da an habe ich in den Ereignissen, die mich im Herzen berührt haben, den göttlichen Funken gesucht.

Ungeachtet der in dem Moment hinter mir liegenden Strapazen, habe ich das alles (auch geistig) überlebt. So erscheinen mir diese Unbilden des Lebens heute wie die Öffnung meiner Seele zum Empfang der Erkenntnis einer göttlichen Präsenz und als der Preis für den Reichtum dieses Glaubens.

*

Vielleicht habe ich aus transzendenter Sicht in der Wüste die Stimme Gottes wahrgenommen. Sie hätte dann aber weder Laute noch Worte. Sie spräche anhand der Gefühle und Empfindungen unserer Herzen zu uns.

Die ganzheitliche Reflektion erlebter Berührungen des Herzens, eine Prüfung also, die sogar die heilige Schrift ihren eigenen Worten zur Lehre aufträgt, ist eine Lektion auf dem Weg zur Einsicht, dem Drang der Seele folgen zu müssen.

Wenn wir zu Gott sprechen wollen, bedarf es damit keiner Worte. Es bedarf eines nach innen gerichteten Blickes auf die Instanz unseres Herzens, das die einzige Sprache spricht, die alle Menschen, alle Wesen Gottes, verstehen.



Sahara

Teil II

Seit Pulli und ich den Monolithen erreicht hatten, mäßigten wir uns etwas. Wir glaubten, das Schlimmste hinter uns zu haben, und vor allem schien das Fahrzeug jetzt geprüft und intakt für unser Abenteuer zu sein. Hierzu war es nicht gerade zu früh. Dennoch, der Luftfilter hatte seinen Platz gefunden, und wir fühlten uns in der Gruppe der Berliots und Abenteurer aufgehoben, dachten wir.

Wir hatten eine ruhige Nacht, nur unterbrochen von einem menschlichen Bedürfnis, dass dann unter freiem Sternenhimmel und kaum geschützt vor Beobachtung stattfand. Auch das muss schließlich einmal sein.

Wir gedachten, uns mit der Gruppe weiter fortzubewegen, auch wenn es nicht mehr weit bis Tamanrasset war. Dennoch, die Piste schien so breit wie lang, und man konnte nie sicher sein, ob man sich noch auf ihr bewegte. Als wir aufwachten jedoch, starteten schon die Berliots, und Vido, unser ehemaliger Trampgast, hatte schon andernorts einen Lift gefunden. Dachten wir erst, uns zu beeilen, so ließen wir von dem Gedanken ab und machten uns erst mal ein Frühstück aus den Einmann-Packungen der Bundeswehr, die wir in In Salah eingetauscht hatten. Es gab also wieder Hartkeks mit Aprikosenmarmelade und warmes Wasser aus den mit Kaliumpermanganat versetzten 25 Liter Kanistern auf dem Dach des Autos. Einen Gaskocher hatte man in dieser Region der Erde nicht nötig. 50° Celsius hatte das Wasser immer, war aber ungenießbar, nicht nur dank des Pulverkaffees aus der EPA. Das beste am Frühstück war aber die morgendliche Zigarette. Wir hatten es nicht mehr nötig, selbst zu drehen, denn die Zigaretten in Afrika sind billig. Wir hatten uns für die Marke Hoggar, benannt nach dem gleichnamigen Gebirge, das auf unserer Route noch vor uns lag, entschieden. Hielt man die Schachtel falsch, rieselte der Tabak aus der Hülse,

und es blieb kaum noch was zum Rauchen übrig – aber nicht so schlimm, man bekommt Übung.

Auf diese Weise frisch gestärkt machten wir uns mit den Nachzüglern auf den Weg. Zuverlässig startete der Motor unserer gallig-grünen Limousine. Sie sah aus wie ein Stockcar. Die Hörner der Stoßstangen waren verlorengegangen, die hinteren Seitenscheiben hatten wir entfernt und irgendwo verstaut, die Auffahrbleche ragten samt dem Schaufelstil rechts oder links heraus, je nachdem, auf welcher Seite Pulli sie nach getaner Arbeit hineinwarf. Das Dach war voll mit Benzin- und Wasserkanistern. Auf dem Kofferraumdeckel war das Reserverad festgeschraubt. Die Motorhaube war auf der rechten Seite vom Scharnier gelöst und stand wie ein Propeller verdreht vom Rest des Fahrzeugs ab, so dass der Beifahrer kaum noch etwas sehen konnte – aber es war das perfekte Fahrzeug für uns. Wir liebten es, das Auto so durch sein Gewicht tiefer gelegt im Wüstensand zu sehen, das richtige, passende Wüstenschiff für uns Heimatlose – doch es sollte noch schlimmer kommen ...

Heiser rührte die Maschine auf, denn wir hatten den Endschalldämpfer irgendwo vom Rest des Fahrzeugs verloren. Der war jetzt auf dem Dach festgezurrte – man weiß ja nie, ob man ihn nicht doch noch einmal gebrauchen kann. Schließlich gedachte ich das Auto am Ende der Reise noch in klingende Münze zu verwandeln – die anderen sprachen von nichts anderem, verdienten sich doch manche auf diese Weise ihren Lebensunterhalt. Und so waren es auch zumeist Peugeot's, mit denen wir reisten, waren große Teile Nordwest-Afrikas doch ehemalige französische Kolonien. Sprache und Kultur hielten bis in die heutige Zeit.

Guter Dinge eroberten wir die Piste nach Tamanrasset in großem Abstand zum Vor- und Hintermann. Die Piste war glatt und in weiten Schwüngen näherte sich seit langem das erste Mal wieder Zivilisation. Auch der vierte und letzte Gang unseres alternden Begleiters fand seinen Einsatz.

Tamanrasset

Tamanrasset war da. Da lag es geduckt in der brennenden Sonne. Nur einstöckige Häuser, aber für uns war es eine Metropole. Innen enge Gassen voller Geschäftigkeit. Überall Touaregs, das Volk der Wüste. Dunkle Männer in weißen Tüchern. Scharf geschnittene, markante Gesichter. Augen funkelnd wie Edelsteine. Das war nach Pullis Art. Sie waren seine Vorbilder an Männlichkeit. Wilde, ungebremste Männlichkeit. Ihm fehlte wohl immer noch der Vater. Ich, klein, diszipliniert und immer aktiv konnte ihm das nicht bieten. Er hätte aber gut daran getan, nicht ganz so oberflächlich und negativ zu sein. So konnte ich ihn nur zum Sand schaufeln gebrauchen. Darin aber war er gut.

Wir suchten unser Nachtquartier. Der Ort hatte einen Campingplatz. Karg, mit dürftigen sanitären Anlagen und von einer Mauer umgeben. Auf einmal waren alle wieder da, selbst Vido, unser Trampgast. Wir beschäftigten uns damit, es uns auf einem Platz einzurichten, und der Abend kam mit großen Schritten heran. Nach all der Weite und Ödnis der vergangenen Zeit war es uns sehr ungewohnt, an einem so lebendigen Ort zu sein. Jeder kochte sein Süppchen. Wir hatten uns im Ort etwas zu essen besorgt und freuten uns daran. Einmal keine Einmann-Packung von der Bundeswehr.

Wir waren angesprochen worden, ob wir nicht einen Eremiten in den Bergen des Hoggar-Gebirges besuchen wollten. Wir fuhren hinter unserem Führer her. Es waren

bestimmt dreißig Kilometer durch die brennende Hitze. Wieder nichts als Sand und Fels. Der Eremit war dann ein kleines Restaurant, ziemlich leer. Aber wo wir schon einmal da waren, ließen wir uns auch bewirten. Wir nahmen nicht viel mit von dem Ausflug, gab es für uns doch Wichtigeres. Wir wollten ans Meer, und das war noch ziemlich weit weg.

Abends zurück im Lager sprach uns Vido an. Er hätte da ein französisches Pärchen, mehr noch Kinder, die einen Lift in den Süden bräuchten, und stellt uns die beiden vor – in der Tat, Kinder. Sie wollten wohl an ihrer Liebschaft festhalten und sind deshalb von zuhause ausgerissen. Natürlich wollten wir die zwei mitnehmen, aber wie? Die Rückbank war zwar ziemlich frei, aber die beiden hatten riesige Rucksäcke mit dabei, die wir beim besten Willen nicht mehr im Fahrzeug verstauen konnten. Sie mussten auf die Heckscheibe. Oben an den Bügeln befestigt und dann nach hinten mit Seilen an der Stoßstange befestigt. Insgesamt hatten wir jetzt wohl noch mal 200 Kilo mehr dabei, und Federweg war so keiner mehr da. Das Auto war definitiv tiefergelegt. Wir hatten das Hoggar-Gebirge vor uns! Ohne dass wir auch je dagewesen sind, konnten wir uns schon vorstellen, dass etwas Bodenfreiheit gut getan hätte. Naja, aber soweit waren wir ja noch nicht.

Am nächsten Tag fuhren wir los. Wir brauchten nicht gemeinsam mit den anderen zu fahren, denn die Strecke würde schwierig werden, und so, wie es aussah, trifft man sich dann da, wo es scheinbar nicht mehr weitergeht – aber es muss ja! - und so hilft man sich dann eben, bis es wieder ein Stück vorangeht.

Wir fuhren an die Tankstelle. Da waren wir schon am ersten Tag gewesen, wo wir dann feststellen mussten, dass wir durchschnittlich 30 Liter auf 100 Kilometer in dem ganzen Schlamassel verbraucht hatten. Wir hätten also

auch einen Panzer nehmen können. Jetzt galt es also nur das Wenige aufzutanken, dass wir für den Ausflug zum Eremiten-Restaurant gebraucht hatten. Das waren dann auch nur 5 Liter. Und wie das so ist, drückte ich dem Tankwart soviel Geld in die Hand, wie ich ausgerechnet hatte, aber es war eben sehr heiß und grellen Lichtes. Als wir schon im Auto saßen stürzte der Tankwart aus seinem Häuschen und rannte hinter uns her, brüllte unverständliches Zeug. Wir gaben Gas und hauten ab. Den sehen wir ja eh nie wieder, was auch immer er zu meckern hatte. Später fragte mich Pulli, wie viel ich ihm denn gegeben hätte ... und da ging es mir auf: Ich hatte mich um das Zehnfache verrechnet, hatte für fünf Liter 50 Mark ausgegeben! Pulli meckerte, wie ich so mit dem Geld umgehen könnte, schließlich müsste er mir all das zur Hälfte zurückzahlen!

Still verhielten sich unsere trampenden Mitfahrer auf der Rückbank. Nur der Blick in den Rückspiegel verriet ihre Anwesenheit, besonders dadurch, das die Sicht durchs Heckfenster durch ihre Rucksäcke versperrt war. Was für langweilige Jugendliche! In dem Alter waren wir ganz anders gewesen, wobei man wohl aber bemerken muss, dass die beiden ihre Reise wohl sinnvoll zwischen Abiturzeugnis und Studienbeginn platzieren, während wir hier versuchten, ein neues Leben anzufangen, besonders Pulli. Ich wollte in der Tat nur einmal die Sahara sehen, während er allen Ernstes daran dachte, in Mexiko Opale zu schürfen, was für ein Schwachsinn!

Hoggar

Gleich hinter Tamanrasset kam das schwierigste Stück Weg, das unsere Reise zu bieten hatte – das Hoggar-Gebirge. Nicht nur die Steigung machte das Problem aus, nein, auch die schwierigen Felsen, die die Route absteckte. Von Straße

konnte keine Rede sein, nicht einmal von Piste. Sich allein zu orientieren, wo lang die Route verlief, grenzte an Hellseherei. Wir hatten uns überhaupt nicht orientiert, sahen aber aus der Ferne schon den Pulk an Fahrzeugen, die wir dachten, erst noch mühsam einholen zu müssen. Ja, sie warteten quasi auf uns, kamen sie doch überhaupt nicht voran. Mehrere Fahrzeuge halfen einem, das zwischen Fels und losem Sand in der Steigung festgefahren war. Wie sollte das erst noch für uns werden, die wir dank unserer Fahrgäste so gut wie keine Bodenfreiheit hatten. Uns standen die Haare zu Berge – da hinauf? - niemals, doch wir mussten. Wir waren da. In der Ansammlung scheinbar kreuz und quer stehender Autos befand sich der Festgefahrenere. Wir schoben und zogen, die Reifen rotierten auf scharfkantigem Fels – das Fahrzeug durfte hier nicht stehenbleiben, sicherte es doch vermeintlich den Lebensunterhalt seines Fahrers für Monate, zuhause. Wir bekamen ihn frei, und jetzt waren wir an der Reihe. Wir hatten gesehen, wo der beste Pfad verlief, und als wir in Fahrt waren schoben gleich einige mit über den tiefen Sand, so dass wir über die Felsen das schwierige Stück meisterten. Wir hielten gar nicht an, sondern behielten den Schwung bei und holperten allen voran, ohne Rücksicht auf das Material. Doch wir kannten das jetzt vor uns liegende Stück durchs felsiges Gebirge überhaupt nicht, waren ganz damit beschäftigt, uns nicht festzufahren, und auf einmal wurde die Route befahrbar. Rechts von uns wuchs neben der Straße eine Düne in die Höhe, vielleicht 5-8 Meter hoch. Wir fuhren in den eingefahrenen Furchen weiter und weiter, ständig die Angst im Nacken, hier wieder hilflos steckenzubleiben. Irgendwann stellten wir

fest, das vor und auch hinter uns keine Begleiter mehr waren. Wir waren wohl so zwanzig Minuten gefahren, und so wurde uns jetzt noch zusätzlich zur Innentemperatur, die bei gut 70°Celsius lag, noch heißer. Waren wir irgendwo, geleitet von dem Wunsch, es uns möglichst leicht zu machen, falsch abgebogen? Wir hielten an. Kein Geräusch, nur die riesige Düne neben uns. Pulli stieg hinauf, um sich zu orientieren, ob irgendwo die anderen auszumachen waren. Ich hinterher. Tatsächlich sahen wir in weiter Ferne LKW's, vielleicht so 15-20 Kilometer weit entfernt, auf ebener Piste. Das wird wohl die Nationalstraße Eins, kurz N1, sein. Da mussten wir hin! Vielleicht hatten wir ja eine günstige Umleitung gefunden, die uns davor bewahrte noch einmal in die Fels-/ Sand-Hölle zu müssen. Wir drehten um und hofften, eine Abzweigung nach Süden übersehen zu haben. Und tatsächlich! - wir konnten abbiegen! Wir hatten große Angst gehabt, von der Hilfe der anderen verlassen irgendwo im Nirgendwo zwischen den Furchen festgefahren einen langsamen Tod zu sterben. Jetzt hatten wir die Herausforderung dieser wohl selten genutzten Umfahrung vor uns. Wir gaben einfach Gas im zweiten und dritten Gang, hatten Mühe, die Fahrtrichtung zu halten, quälten den Motor in den höllischen Temperaturen bis aufs Äußerste, immer gejagt von der Furcht, steckenzubleiben. Wir hatten Sommerreifen auf den Felgen. Wenn wir wenigsten Winterreifen drauf gehabt hätten oder gar Geländereifen. Unsere hatten auch noch kaum Profil. Wieder waren wir gezwungen, schnell in die unteren Gänge zu wechseln. Es war, als sollte man mit einem Straßenfahrzeug durch die Dünen an der Nordsee fahren, und das in höllischem Tempo. Doch wir schafften

es. Wir kamen auf der Piste an. Wir konnten es kaum glauben, so glücklich waren wir, diese befahrene Fläche – von Straße konnte schließlich keine Rede sein – erreicht zu haben. Wir trauten uns kaum, das Fahrzeug nicht mehr aufs Äußerste zu belasten, doch irgendwann schöpften wir Vertrauen und hielten mitten auf der N1 an. Wir hatten es geschafft!

Arlit

Nach dem Hoggar-Gebirge war die Strecke so angenehm wie noch nie, schien uns. Die Piste war flach und breit, wir schwammen mit dem spärlichen Verkehr mit und fraßen Kilometer, hatten seit langem einmal wieder Gelegenheit, uns an der Schönheit der unendlich wirkenden Landschaft zu erfreuen. Leider hatten wir uns im Hoggar die Reifen arg an dem scharfen Felsgestein ramponiert, so dass mindestens schon ein Reifen Luft ließ, wie wir feststellten. Den Kopf durch die Seitenfenster immer rausgereckt und kontrolliert, wie platt die Reifen schon sind. Weil das so schön war, wenn einem der heiße Fahrtwind um die Nase blies, setzte sich der, der gerade nicht fuhr, auch manchmal ins Fenster hinein. Man könnte meinen, wir seien in Kalifornien, leider fehlten die Mädchen. Unsere zwei Tramper verhielten sich immer noch still. Wir hätten sie sowieso nicht verstehen können. An der Grenze zum Niger wollten sie aussteigen und, wie wir hofften, uns auch ihren Tribut zollen.

Die Grenze erschien in Gestalt eines Ortes namens In Guezzam. Schilder wiesen auf einen Flughafen hin, den die beiden im Fond wohl nutzen wollten. Sie schienen ja auch aus besserem Hause zu stammen, sagte uns ihre diskrete

Ausstrahlung. Ein paar Hütten erschienen. Eine Geisterstadt. Wir verlangsamten das Tempo, schon aus Respekt vor möglichen Grenzbeamten, die sich aber nicht zeigten. An der Polizeistation ließen wir die beiden aus ihrem Verschlag, grüßten kurz und brummten davon. Es hat sich niemand gezeigt, der unsere Fahrt aufhalten wollte – tschüss Algerien!

Im Niger dann sollten wir in Assamaka von Grenzen empfangen werden, wie unsere Karte hergab, aber wieder nichts. Unsere Karte deutete an, dass hier eine Straße, oder das, was man hier so nennt, direkt nach Süden führen sollte. Auf diese bog aber niemand ab, und so erwogen wir, dass es sich wohl um eine schlechte Piste handeln musste, die natürlich auch wir möglichst vermeiden wollten. Also ging es flott voran auf der N1 hinter all den anderen her, naja, was heißt hinter all den anderen ... aber weil man so weit schauen konnte, kam es uns wie eine Kolonne vor. Vielleicht 4, 5 Autos.

Wieder war die Piste hervorragend und schnell. Kaum, dass wir mal aus dem vierten Gang herauskamen, und noch bevor wir wieder zum Pumpen anhalten mussten, waren wir auch schon in Arlit, Uranbergbau, von dem auf unserer N1 allerdings wenig zu bemerken war. Wir kamen in den Ort, der ein riesiger, langgestreckter Platz war, vielleicht 300 Meter breit und anderthalb Kilometer lang. Hier galt es, die Polizeistation zu besuchen, endlich! Wir dachten schon daran, irgendwo tief im Land Ärger zu kriegen, weil wir keinen Stempel im Reisepass hatten. Das Prozedere war unproblematisch. Kurz rein ins Häuschen, vor dessen Eingangstür schon ein freundlicher Grenzer am Geländer lehnte. Das Gebäude war innen in hellblau gestrichen, das

sollte wohl kühlend wirken. War es auch in der Tat, wenn man sich schon an die 50° C im Sonnenschein gewöhnt hatte. Stempel abgeholt und Impfpass vorgezeigt – alles stimmte, denn hier konnte niemand auch nur ein Wort deutsch – das „Ungültig“ bei unserer Gelbfieber-impfung konnte also niemand lesen, womit wir weiterfahren durften. In der Kürze der Zeit hatten sich viele Kinder um unser Gefährt versammelt. Für diese war ein Auto immer noch etwas besonderes. Sie wedelten mit irgendwelchen Gegenständen und wollten wohl einmal eine Runde im Tausch gegen diese mitfahren. Pulli war schon wieder völlig genervt, während ich mich an dem Leben erfreute. An den Gegenständen war aber nichts Nützliches für uns, und so setzte auch ich mich schließlich ins Auto.

Kaum das wir losgefahren waren, winkte uns auch schon eine Einheimische zu, so dass wir anhielten und sie erwartungsvoll ansahen. Sie bedeutete mir, der ich gerade nicht fuhr, dass sie mir ein bisschen Entspannung verschaffen wollte in Gestalt eines schönen Bades, dass sie mir einrichten wollte, und waschen wollte sie mich auch. Das musste ich schon überlegen, nötig hatte ich es allemal. Pulli warf mir schon warnende Blicke zu – ich wusste gar nicht, was er hat! - ist doch ein nettes Angebot! Doch Pulli gab lieber Gas, und so wurde ich um ein möglicherweise verhängnisvolles Angebot betrogen. Man denke einmal an die Krankheiten. Damals war AIDS ja noch nicht in aller Munde, aber gerade in Afrika hätte es das ja schon geben können, auch wenn noch niemand davon etwas wusste. Davon aber wussten natürlich auch wir noch nichts, und so stritten Pulli und ich wieder ein bisschen. Er ist aber auch so verdammt langweilig! Nach den Kämpfen

um jeden Meter in den Süden wäre das doch mal wirklich eine Belohnung gewesen, und bei den Preisen dort auch kaum belastend für unsere Kasse. So aber ging es weiter die Piste runter, all das war schnell vergessen. Die räumliche Distanz zu dem Erlebnis neutralisierte unsere Missstimmung aufeinander. Die Schönheit der Unendlichkeit der Natur nahm uns wieder gefangen.

Agadez

Nach herrlicher, schneller Fahrt auf der glattgebügelten Piste kamen wir abends wieder in eine Stadt. Der Wüstenort Agadez war erreicht, und damit lag die Sahara hinter uns und die Sahelzone begann. Der einzige Campingplatz im Stadtinneren war voll. Alle alten Bekannten versammelten sich hier wieder mit ihren abenteuerlichen Fahrzeugen. Ein paar dürre Bäume standen auch da, vielleicht so groß wie ein Apfelbaum, den man zuhause im Garten stehen hat. Die sollten wohl Schatten spenden, aber der dürre Bewuchs machte sie eigentlich überflüssig.

Wir schlugen unser Lager auf und hofften auf den Abend beziehungsweise die Nacht, denn die Hitze war unerträglich. Es gab wieder einmal Nudeln mit Tomatensoße – die Zutaten hatten wir in reichlicher Menge. Pulli quatschte noch ein bisschen mit den anderen, ich aber war von der sengenden Sonne zu benommen. Hatte ich doch schon nördlich Tamanrassets einige Ohnmachtsanfälle aufgrund von Dehydration hinter mir. Auch das Hoggar-Gebirge hatte zwei Zusammenbrüche dieser Art mit sich gebracht. Und nun diese erbärmliche Hitze. So heiß war es noch nie. Während man in der

inneren Wüste nachts wegen Kälte aufpassen muss, ist es nicht gerade Sommer, und den hatten wir, bringt die Sahelzone diese Erfrischung nicht mit sich.

Ich versuchte mich gegen die Hitze zu schützen, indem ich mich in meinen Baumwollschlafsack hüllte. Doch die Hitze war schrecklich – ich wollte doch nicht den Hitzetod sterben! Ich erinnerte mich daran, dass Pulli einmal von Verdunstungskälte gesprochen hatte, und so begoss ich mich und meinen Schlafsack mit Wasser. Das war zwar auch sehr handwarm, aber im nassen Schlafsack zu liegen, machte es tatsächlich erträglich. Wir hatten neun Uhr abends, als ich auf das Thermometer schaute: 55° Celsius ... Das war wohl die heißeste Nacht, die wir auf der ganzen Reise hatten. Auch Pulli begoss seinen Schlafsack, und so lagen wir beide in unserer Brühe aus Staub, Schmutz und Schweiß und harrten dem Morgen entgegen. Ich war aber sehr froh, dass ich diese Idee hatte, denn sonst hätten wir noch nachts wieder aufbrechen müssen, um etwas Fahrtwind zu haben, wobei auch dieser trügerisch und gefährlich ist, denn er entzieht dem Körper das letzte Wasser, so dass man irgendwann nur noch ein Skelett ist, über das sich die Haut wie ausgetrocknetes Papier spannt. Am nächsten Morgen machten wir uns wie alle andern auch aber sofort auf zur Weiterfahrt. Ein paar Hartkekse mit Aprikosenmarmelade noch und einen „Kaffee“ mit Kalium-Permanganat-Wasser, Reifen aufpumpen, und schon sah man auch von uns nur noch das eingestaubte Heck.

Tahoua

Auf breiter Piste röhren wir von Agadez aus der nächsten Ortschaft entgegen. Es waren rund 400 Kilometer freie Piste, die wir mit enormer Geschwindigkeit bezwangen. Wir ließen die anderen bald hinter uns. Das Auto brauchte Auslauf, und mussten wir auch immer mal wieder anhalten, um den Reifen aufzupumpen, so ließen wir doch von unserer Führungsrolle nicht locker. Es war herrlich, den Motor mal wieder schnurren zu hören, Langweilskekse zu fressen und eine nach der anderen genüsslich zu rauchen. Wir wechselten uns wie immer beim Fahren ab, denn zu schaufeln gab es nichts mehr, so dass jeder das, wenn auch beschädigte aber doch wunderbar funktionierende Fahrwerk im dämpfenden Sand spüren konnte. Der Motor hatte nichts, aber auch gar nichts abbekommen. Mit 1.9 Ltr. Hubraum mit 75 PS als Vierzylinder mit untenliegender Nockenwelle und Stoßelstangen zu den zwei Ventilen hoch je Zylinder war er eine Ausgeburt der Robustheit – man hätte ihn in einen Schlepper einbauen können. So etwas gibt es heute nicht mehr. Wieviel Sand schon in der Ölwanne war, wussten wir nicht, aber einen Ölwechsel hatte ich schon seit In Salah auf dem Zettel.

Tahoua tauchte am Horizont auf. Wieder waren es nur flache Wellblechhütten, die uns begrüßten. Pulli wollte unbedingt Honig haben – das einzige Extra neben den Zigaretten, das er sich seit Jahren gönnte, und er fand, er habe es sich einmal wieder verdient. Außerdem mussten wir wieder dringend tanken, und Tahoua müsste eigentlich eine Tankstelle haben. Im Stadtinneren gab es auch einige Steinbauten, und wir konnten einen Laden finden, in dem

es auch irgendwelchen Honig gab, nach dem Pulli so gierte. Noch Brot dazu und fertig. Wir traten hinaus auf die Straße. Sie war menschenleer, und kurz nachdem wir das registriert hatten, sahen wir auch schon den Grund dafür. Über den Dächern der Häuser bis zum Himmel hoch kam eine rötlich-braune Staubwalze auf uns zu. Zwei-, dreihundert Meter hoch türmte sich der Staub, oder was auch immer es war, auf wie ein Tsunami. Auf einmal begannen alle losen Gegenstände in der Straße das Fliegen. Der Sturm brauste auf. Ein Sandsturm sondergleichen. Wir erreichten gerade noch im Sprung unser Fahrzeug, um in ihm Schutz zu suchen. Der Wagen wackelte im Sturm. Alles flog umher. Wir hatten immer noch keine Ahnung, woraus der rötliche Staub eigentlich bestand, aber nach unserer Vorstellung hätten es auch Insekten, Stechfliegen sein können, die in Unzahl alles angriffen, dessen sie habhaft werden konnten. Der Staub wirkte in der Tat lebendig, und wir hatten Angst um uns und die Technik, von der wir abhängig waren. Wäre es Staub, Sand, so wäre unsere Windschutzscheibe vielleicht vom Schmirgel blind geworden, und so harreten wir nur schweigend, ja andächtig aus und hofften auf ein gutes Ende.

So plötzlich, wie der Sandsturm aufgetaucht war, so schnell war er auch vorüber. Wir stiegen aus, gingen um unseren Gefährten herum und stellten fest, dass nichts dagegen sprach, sofort diesen unwirtlichen Ort zu verlassen. Schnell noch die Tankstelle aufgesucht und nicht vergessen, komfortabel einige Atü in die Reifen zu jagen, und weiter gings Richtung Abend.

Birnin-Konni

Von Tahoua aus ging es schnurstracks Richtung Süden nach Nigeria. Nigeria aber wollten wir auf jeden Fall vermeiden, denn Pulli hatte gehört, dass dieses Land wirklich menschenfeindlich ist. Überfahrene Menschen wurden auf der Straße einfach tot oder sterbend liegengelassen wie Vieh und verwandelten sich mit dem achtlosen Überfahren der Folgenden in eine platte, blutige Masse. Wenn man so etwas hört, kann man sich vorstellen, wie es dort zugeht. Wir wollten nicht nach Nigeria! Unsere Reise aber führte uns trotzdem in das Grenzgebiet. Birnin-Konni hieß der Grenzort und war eine Schmugglerstätte. An der Straße, die wieder hunderte Meter breit war, standen kleine flache Hütten, in denen alles mögliche gewerkelt wurde. Das Elend war unermesslich. Wir sahen einen jungen Albino-Schwarzen, vielleicht 12 Jahre alt. Er hatte außer einem langen, schmutzigen Hemd nichts an und trug eine kleine Blechschüssel vor sich her. Sein Blick war stumpf. Hunger und Ausgrenzung hatten ihn schon in dem Alter mürbe gemacht. Weiße Haut, blaue Augen und blonde Haare, aber eindeutig ein Afrikaner, schrecklich. Er bettelte sich sein Schüsselchen Reis wohl jeden Tag allein zusammen.

Nigeria ist bekannt für seine Ölvorkommen, und es gibt dort auch Raffinerien. Alle Menschen brauchen Treibstoff, so auch die Anliegerstaaten, in diesem Fall der Niger. Wir hatten eine kleine Werkstatt gefunden, die sich darauf spezialisiert hatte, Reifenschäden zu beheben. Zwar war unser Reifen nicht mehr zu reparieren, aber der Werkstattinhaber, eine Hütte von vielleicht zwei mal drei Metern Grundfläche, hatte noch gebrauchte Reifen, die auch dicht waren. Sie schafften es also irgendwie mit

einfachsten Mitteln uns den Reifen zu wechseln. Zuhause wäre das für jeden Schrauber in diesem Rahmen möglich gewesen. Hier finanzierte man sich seinen kärglichen Lebensunterhalt damit.

Wir wurden von einem Soldaten angesprochen. Er kam über die Grenze aus Nigeria und hatte einen riesigen Plastikkanister, mehr einen Plastiksack, bei sich und bat uns, ihn mit nach Dogondoutchi zu nehmen. Das waren rund 270 Kilometer, und er würde uns dafür das Benzin überlassen, immerhin 50 Liter. Na klar, Benzin konnten wir immer gebrauchen, nur bei dem Gedanken, den stinkenden Sprit mit im Auto zu haben, wurde uns ganz schlecht. Aufs Dach konnten wir ihn nicht binden, da einerseits der Kanister nicht ausreichend stabil war und andererseits die Temperaturen durch die Sonneneinstrahlung das Plastik weich werden lassen würde und es womöglich zu einer Explosion kommen würde.

Der Soldat aber schien erfahren im Transport von hochexplosiven Stoffen in Plastiksäcken neben sich auf der Rückbank und ließ keinen Zweifel daran erkennen, dass das für ihn das Selbstverständlichste auf der Welt sei. Unser Reifen war fertig, wir bezahlten dafür ein Trinkgeld, und ab ging's nach Dogondoutchi auf heißer Piste. Nach dem ganzen Stress brauchten Pulli und ich erstmal dringend eine Zigarette, die wir uns auch gleich ansteckten. In dem Spritgeruch im ganzen Fahrzeug und mit dem Benzinkanister im Arm wurden die Augen des Soldaten dann aber doch ein wenig größer. Man muss ja auch die Außentemperaturen bedenken. Das Zeug verdunstete wie verrückt!

Natürlich hatten wir wieder Glück, sonst würde es dieses Buch ja auch nicht geben. Wir brausten also wieder die Piste hinunter, und bald hatten wir auch wieder Platz im Tank, so dass der Kanister eingefüllt werden konnte. Der gewechselte Reifen hielt auch die Luft, aber dafür gaben gleich zwei andere nach. Es blieb also beim Pumpen. Hätten wir man besser in Birnin-Konni gleich alle vier Reifen wechseln lassen – teuer wäre es nicht gewesen. Jetzt aber kamen wir in eine zivilisiertere Gegend, oder was man in Afrika so zivilisiert nennt. Also würde es teurer werden.

Wir ließen unseren jetzt schon vierten Fahrgast in Dogondoutchi aus dem Auto und brausten beherzt weiter Richtung Dosso, das schon den Längengrad von Benin hatte. So umgingen wir das erbarmungslose Nigeria geschickt.

Dosso

Auf dem Weg von Birnin-Konni weiter bekam die Landschaft ein anderes Aussehen. Grün trat wieder in unsere Welt ein. Kleine Flüsse und Brücken säumten unseren Weg, Afrikanerinnen mit ihrer Fracht auf dem Kopf begleiteten uns am Straßenrand. Unbekannte Bäume tauchten auf. Wir erfreuten uns des Anblicks, waren jedoch gehalten, zügig voranzukommen, da wir ja jede Stunde die Reifen aufpumpen mussten. Seit dem Hoggar-Gebirge war diese Tätigkeit unser steter Begleiter. Zwar hielt der neue, gebrauchte Reifen aus Birnin-Konni sein Versprechen, aber jetzt waren es die zwei anderen, die unsere Aufmerksamkeit benötigten.

Es wurde langsam dunkel und wir hätten gern ein Lager aufgeschlagen, aber die Gegend war uns noch zu belebt, also fuhren wir weiter. Auf einmal wurde das Fahrlicht schwächer. Unbewusst hatte ich mich schon länger gewundert, wie schlecht die Beleuchtung ist, aber wir waren schon lange nicht mehr im Dunkeln gefahren, und wir waren immer an das gleißende Licht des feindlichen Himmelkörpers über unseren Köpfen gewohnt, so dass es auch Einbildung sein konnte.

Jetzt aber wurde das Drama deutlich. Der Motor fing an zu stottern. Sprit war genug da, doch die Instrumententafel kaum noch beleuchtet. Dann standen wir. Motor aus, Licht aus, scheintbar am Ende unserer Reise. Der Wagen hatte alles mitgemacht, die schlimmsten Herausforderungen, aber hier auf ebener, glatter Piste machte er Schluss.

Wir hatten den Fehler schnell gefunden, denn der Anlasser machte keinen Mucks mehr, wenn wir am Schlüssel drehten. Die Batterie war leer. Und wenn sie dies bei laufender Maschine wurde, konnte nur die Lichtmaschine das Problem sein. Aber diese jetzt und hier reparieren ... wir fassten uns an den Kopf.

Ein ordentlich gekleideter, d.h. in saubere Tücher gehüllter Afrikaner kreuzte unsern Weg und hielt an. Natürlich konnte auch er nur französisch, aber dass wir eine Panne hatten, war ihm klar. Er bedeutete uns, ihm zu folgen, es seien keine 200 Meter bis zu seinem Haus. Das Auto musste natürlich mit! Wir wären nie auf den Gedanken gekommen, es allein auf der Straße stehen zu lassen. Also schoben wir das schwere Gefährt mit den schon wieder fast platten Reifen hinter dem freundlichen Menschen her.

Er musste einen recht guten Posten bekleidet haben, denn sein Haus konnte sich mit denen in unserer Heimat messen. Für uns ein ganz normales Einfamilienhaus aus Stein mit festem Dach. Wir durften im Hauseingang campieren. So waren wir wenigstens sicher vor Dieben und Gesindel. Schiefen wir auch draußen, so waren wir doch glücklich, uns endlich einmal wieder sicher und beschützt fühlen zu dürfen. Wir träumten schon von Erdbeerkuchen mit Sahne, dachten an zuhause und unsere Mütter, die diesen doch stets parat hatten, wenn die Natur Erdbeeren hergab. Dass wir uns um unsere Lichtmaschine keine Gedanken machen müssten, hatte uns der freundliche Herr bereits angedeutet – und das mitten in Afrika, dem rückständigsten aller Kontinente – Ersatzteile für unseren alten Opel, kein Problem.

So war es dann auch. Nachdem wir uns mit Hartkeks und Aprikosenmarmelade für den Tag gestärkt hatten, führte uns unser kundiger Führer zu einem Shop, der tatsächlich auch einen richtigen Einkaufstresen hatte, und wir erhielten neue Bürsten für unsere Lichtmaschine zu einem Spottpreis. Zuhause hätte man uns möglicherweise eine ganz neue Lichtmaschine angedreht. Wir wechselten die Bürsten aus, und konnten in dem Zuge gleich feststellen, wie wunderbar die Lichtmaschine konstruiert war, denn die Kohlestücke der alten Bürsten waren komplett herunter geschliffen, so dass auch wirklich einmal neue dran waren. Jetzt galt es nur noch, den heißen Schlitten wieder in Gang zu bringen. Alle, die auf der Straße herumstanden, zumeist Kinder, halfen beim Anschieben mit, und zack, er lief und war wieder in bester Kondition.

Wir bedankten uns bei allen Beteiligten und machten uns wieder auf den Weg zum Meer.

Gaya

Flott fuhren wir auf der Geröllpiste durch den Urwald und zogen eine riesige, graue Staubfahne hinter uns her. Der Grund für unsere schnelle Fahrt war nicht etwa der Spaß daran oder unsere Ungeduld, dem Meer näher zu kommen, nein, wir mussten alle Stunde zwei Reifen aufpumpen, die ja während der Reise auf den scharfkantigen Steinen Schaden genommen hatten. Und je schneller wir fuhren, desto weiter kamen wir mit einmal pumpen. Es war ein Desaster, aber neue Reifen waren in Afrika nicht zu bekommen, und uns abgerissenen Typen hätte man auch gar nicht zugetraut, bezahlen zu können.

Auf einmal nach einer Kurve taucht eine Schranke auf, daneben ein graues Holzhäuschen, mehr eine Gartenlaube – die Grenze zu Benin - der Schlagbaum! Man hatte uns schon erzählt, dass mit den Beamten in Afrika nicht zu spaßen ist. Sie werden schlecht bezahlt und müssen sich von jenen ernähren, denen sie auf ihrer Streife, in ihrem Beruf, ihrem Klientel begegnen. Nun hieß es aufgepasst.

Wir fuhren langsam an den Schlagbaum. Zwei Grenzer kamen aus der Hütte. Ein kleiner Dicker mit funkelnden Augen und einem frechen Grinsen im Gesicht, und ein langer Dünner mit stumpfem Blick. Zum Schießen, die beiden, aber ... sie hatten die Macht über uns, und so hielten wir still. Langsam ging der kleine Dicke um unser Auto. Der lange Dünne ließ sich unsere Papiere zeigen, und die Versicherung, die wir schon an der Grenze zu Algerien erwerben mussten, weiß der Himmel, wofür. Die

beiden besprachen sich außer Hörweite. Dass sie bei uns kein Geld vermuteten, war klar, bei dem Eindruck den wir machten – was nun? Aussteigen! Bedeuteten sie uns. Kofferraum aufmachen! Auf unserem Kofferraumdeckel war ja das Reserverad befestigt, so dass immer jemand den Deckel offenhalten musste, will man hineinschauen oder etwas herausholen. Auspacken! Wurde uns klargemacht. Es kam so einiges ans Tageslicht an Gepäckstücken, die wir schon lange nicht mehr gesehen haben. Alles lag dann auf dem Boden verstreut um die hintere Hälfte des Autos. Jetzt bedeutete uns der lange Dünne zum Inneren des Fahrzeugs, in dem es ja auch so einiges zu finden galt, bei der „Ordnung“ die da herrschte. Jedenfalls musste auch all das noch auf die Straße. Wir konnten von Glück reden, dass wir nicht auch noch Sitze und Türverkleidungen ausbauen mussten. Das Auto war jedenfalls jetzt leer und hatte endlich mal wieder so etwas wie Bodenfreiheit. Das Dach war zwar noch bepackt mit den Wasser- und Benzinkanistern sowie den Auffahrblechen, Schaufeln und dem Endschalldämpfer, aber scheinbar bestand kein Interesse mehr daran, uns noch weiter zu ärgern. Sie gaben uns die Papiere zurück und winkten uns, schnell einzupacken. Ich beschäftigte mich mit dem Inneren, während Pulli seine alte Spezialordnung im Kofferraum wieder herstellte.

Dann ging's nach dem obligatorischen Aufpumpen der Reifen wieder los. Als wir außer Sichtweite der beiden Grenzer waren, meinte Pulli, dass seine beiden Kompassse fehlen würden. Er hatte sie ganz tief im Kofferraum untergebracht, hatten wir sie doch bislang nicht gebraucht, und die Dinger seien echt wertvoll gewesen. Da haben uns

die Grenzer echt gut übers Ohr gehauen mit der Taktik, uns mit dem Innenraum zu beschäftigen, während der kleine Dicke sich in aller Ruhe die besten Stücke am hinteren Ende des Autos aussuchen konnte.

Naja, mir war es egal, wollte ich doch nur endlich einfach weiter, aber Pulli hat sich ganz schön geärgert. Waren es doch Erbstücke aus seiner Familie gewesen, die er einfach so eingepackt hatte, als wir noch in der Heimat waren. Jahrelang hat er davon später immer wieder erzählt.

Cotonou

Weiter ging es auf der Schotterpiste durch den Urwald, hunderte Kilometer. Das Bild änderte sich nicht. Ab und zu rechts oder links eine Siedlung am Straßenrand. Hütten, einfach zwischen die Bäume gebaut. Wir brausten in gewohntem Tempo dahin. Dass wir mit keinem Fußgänger in Konflikt kamen, grenzte an ein Wunder. Nichts kündigte das Meer, den atlantischen Ozean im Süden an. Nichts als Bäume und Grün rechts und links der Schotterpiste. Es hörte nicht auf. Wir wussten überhaupt nicht mehr, wo wir waren. Kaum, dass wir die Sonne sehen konnten in dem schmalen Ausschnitt des Himmels, den die Bäume freigaben, so dass wir wenigstens die Himmelsrichtung gewusst hätten, in die wir fuhren – die Kompassse waren ja weg.

Langsam wurden dann aber doch die gelegentlichen Bauten anspruchsvoller, und wir ahnten, dass wir uns einer Metropole näherten. Auch sagte unsere Karte, dass diese nur am Meer sein könnte. Davor nichts als Gegend. Wir erreichten eine vergleichsweise pulsierende Großstadt – Cotonou. Nach all dem Elend in der Sahara und der

Sahelzone war es für uns kaum zu begreifen, jetzt inmitten von Leben zu sein. Alles war uns zu wuselig, überall Menschen und Geschäfte, Straßen, Kreuzungen, wie sie noch vor Kurzem alle 500 Kilometer kamen. Wir wollten doch nur ans Meer! Nichts weiter! Stadt kannten wir von zuhause, das war nicht Unseres. Doch wo ging es zum Meer? Wir beschlossen, einfach geradeaus zu fahren, immer der Straße folgen, schließlich wird es wohl der Hafen sein, auf den alles hinausläuft. Und so war es auch. Auf einmal am Ende der Straße kam der Ozean in Sicht. Wir bogen rechts ab auf die Uferstraße, und hofften, bald einen Strand und einen Parkplatz zu finden. Noch mitten im Gewühl der Stadt wurden wir fündig: Ein breiter Strand mit bräunlichem Sand zwischen zwei Molen, die vielleicht 500 Meter auseinander standen. Riesige Wellen und Brandung, wie wir sie nur von der dänischen Nordseeküste bei Sturm kannten – und es war kaum Wind!

Am Horizont die großen Schiffe, links, östlich also, hinter der Mauer oder Mole eine Werft. Wir waren so glücklich! Endlich einmal wieder sauberes Wasser – wir hatten wochenlang nicht mehr geduscht, keine Ahnung, wie ich aussah, einen Spiegel hatten wir nicht dabei. Wir stiegen aus und rannten zum Wasser. Die Brandung spülte zehn Meter auf den Strand. Das Vergnügen wollten wir uns auf keinen Fall nehmen lassen – Baden, schwimmen! Ungeachtet örtlicher Gepflogenheiten, von denen wir auch nichts gehört hatten, und über die wir uns nicht informiert hatten, die uns auch egal waren, zogen wir uns splitterfasernackt aus und betraten das feuchte Element. Wir schauten uns nicht weiter um, sahen nur glücklich das Meer vor unseren Augen.

Die Luft war angenehm warm. Ganz anders, als wir es noch von der Sahara gewöhnt waren. Das Meer hatte auch fast Körpertemperatur, und es macht überhaupt keine Schwierigkeiten, hineinzugehen. Doch auf einmal fiel der Boden steil ab, und wir standen bis zum Hals im Wasser. Die Brandung toste um uns. Doch wir genossen es immer noch, wollten weiter hinaus, über die Brandung hinweg und in der Dünung schwimmen. Wir kämpften uns durch die Brandung, die bestimmt hundert Meter weit vom Ufer hinaus ging. Nichts als weißes Wasser, in dem Schwimmen fast unmöglich war. Brecher erfassten uns und spielten mit uns wie mit Bällen. Sie zogen uns mit ihrem Zurücklaufen hinaus, und die nächste Welle spülte uns wieder zurück. Meine Kräfte erlahmten und ich gab den Gedanken auf, über die Brandung hinaus in ruhigeres Wasser zu kommen. Ich fasste den Entschluss, zum Ufer zurückzukehren. Sauber müsste ich ja mittlerweile sein. Pulli hatte ich völlig aus den Augen verloren. Er kämpfte wohl seinen eigenen Kampf mit den Naturgewalten.

Doch es war nicht so einfach, das eigene Leben aus diesen bedrohlichen Fluten zu retten. Immer wieder warf mich die zurücklaufende Welle wieder vom rettenden Ufer fort. Nicht selten rang ich nach Atem und schluckte auch das salzige Nass. Doch die Erfahrung vom Windsurfen in der Heimat in viel ruhigeren Gewässern ließ mich schließlich gewinnen, und ich setzte meinen Fuß auf den Strand.

Pulli stand schon da, und zeigte auf ein Schild neben ihm, das unmissverständlich mittels eines Totenkopfes und zwei gekreuzten Knochen klar machte, dass Baden hier verboten ist ... Naja, wir hatten das Vergnügen genossen, waren

sauber und noch am Leben und um ein weiteres Abenteuer reicher.

Lomé

Wir beschlossen, nach Westen weiter an der Küste entlang zu fahren. Die Autoschieber-Orte lagen weit hinter uns im Niger, und so hatten wir alle unsere neuen Bekanntschaften weit hinter uns gelassen. Allerdings hatten wir gehört, auch Togo, das nächste Land westlich, hielte Möglichkeiten offen, unser edles Abenteurer-Fahrzeug zu Geld zu machen. Ich hatte nicht mehr viel davon, und so hoffte ich, mit dem Auto die Rückflüge bezahlen zu können.

Diesmal war es kein Problem über die Grenze nach Togo zu kommen. Wir hatten nur etwas das Tempo drosseln müssen, und schon waren wir in dem neuen Land. Es war herrlich, beim Fahren so aufs Meer zu schauen und die Natur zu genießen. Die Temperatur war, wie schon gesagt, sehr angenehm, und nun näherte sich auch noch Lomé, eine wild wuchernde Metropole im Elend der Wellblechhütten in den Vororten. Es gab keinen Campingplatz. So hofften wir, nähere Informationen im Zentrum der Stadt zu finden und steuerten dahin. Das Zentrum war ein großer parkähnlicher Platz, umstanden von hohen, steinernen Gebäuden. Es gab aber keine Touristen-Information, oder aber wir konnten nicht lesen, hatten ja beide kein Französisch in der Schule gehabt.

Auf einmal winkte uns ein kräftiger, schwarzer Mann mittlerer Größe im Anzug zu. Wir hielten an und er kam schnellen Schrittes zu uns hinüber. Er machte uns die Frage deutlich, ob wir schon wüssten, wo wir absteigen wollten. Das wussten wir natürlich nicht, aber das war ja genau das

Ziel unseres Aufenthalts hier. Er gab uns zu verstehen, dass wir seine Gäste seien dürften, worüber wir uns sehr freuten. Als Weiße genossen wir ja immer noch einen Bonus in Kolonial-Afrika. Es ist den Schwarzen dort eine Ehre, Weiße zu beherbergen. Er stieg ein, und wir fuhren unter seiner Anleitung in den Stadtteil Quartier B. Es stank dort fürchterlich. Die Straße bestand aus rotem Sand mit tiefen Schlaglöchern, in denen stinkendes Wasser stand. Wir kamen an seinem Haus, das einem Hof glich, an. Es war ein ummauerter Platz von ungefähr dreißig mal dreißig Metern mit einem großen Tor zur Straße hin. Wir durften den Opel mit hinein nehmen. Gleich links war ein kleines Steinhaus, geradezu ein größeres schönes, Pastellgelb gestrichenes Haus mit schöner Eingangstür, in der schon Big Mama, wohl seine Frau, stand. In der linken Ecke war noch ein Steinhaus, und in der Mitte standen unter einem Obstbaum Tisch und Korbstühle. Hatten wir ein Glück, dachten wir.

Wir wurden ungemein freundlich aufgenommen, durften etwas essen, und lagen in den Korbstühlen und rauchten erst mal. Anschließend hatten wir die Idee, uns häuslich einzurichten. Das kleine Steinhaus links neben dem Tor sollte unser zuhause sein. Wir begutachteten es, und nahmen die Gelegenheit wahr, das Auto komplett leerzuräumen, schließlich sollte es sowieso verkauft werden, und wir waren stark daran interessiert, wie es sich wohl fahren würde, so um seine Lasten befreit.

Das Steinhaus hatte zwei Räume. Sie waren mit zwei Stühlen und zwei unbezogenen Schaumstoffmatratzen eingerichtet. Es gab also noch eine Menge Platz. Diesen füllten wir nun mit all unserem Hausrat. Unser grüner

Begleiter kam höher und höher aus den Federn. Schließlich war das Auto leer und das Haus voll. Voller Stolz standen wir vor unserem Fahrzeug, das uns durch all das Ungemacht getragen hatte. Bis auf die Reifen war alles ok. Nur noch etwas Ordnung im Motorraum schaffen, so dass die Motorhaube wieder schloss, und schon sah er richtig wertvoll aus. Beulen hatten wir keine fabriziert. Auch die Bügel auf dem Dach zur Sicherung der Kanister und sonstiger Lasten konnten abmontiert werden. Eigentlich bedurfte es nur noch des Großreinemachens.

Es war dunkel geworden und wir waren müde geworden. Wir wünschten unseren Gastgebern eine gute Nacht, soviel französisch konnten wir schon, und gingen ins Haus. Schnell die Schlafsäcke ausgepackt und dann ab auf die verlockenden Matratzen. Ich lag und horchte an dem Schaumstoff. Ein Kribbeln und Krabbeln, ein Summen und Brummen trat an mein Ohr. Die Matratzen waren voll mit Getier! Naja, egal, wir glaubten, schon anderes überstanden zu haben, legten einen Pullover unters Ohr und schliefen ein.

Am nächsten Morgen beim liebevoll von Big Mama zubereiteten Frühstück begehrte Pulli um ein Telefonat mit seiner Frau. Das konnte ich ihm schlecht verwehren, und telefonieren ist schließlich auch nicht so teuer. Vorher aber war uns sehr danach, uns noch einmal zu reinigen. Nun hatte das Haus weder Strom noch Wasser – es war nur ein Brunnen im Zentrum und links von unserem Steinhaus gab es ummauerte Kabinen ohne Dach, in denen man sich mit zwei Eimern Wasser aus dem stinkenden Brunnen bewaffnet zum Waschen aufhalten konnte. Wir zogen uns nacheinander jeder die zwei Eimer hoch. Das Wasser war

eine undurchsichtige Brühe, in der es vor Getier nur so wimmelte. Da sich aber alle damit wuschen, machten wir es ihnen nach. Ich hatte schon eine für mich ausgehungerten Afrikareisenden hübsche, kleine, schlanke Afrikanerin das gleiche tun sehen. Sie war wohl Single und mit Big Mama oder unserem Gönner, dem Business-Man, verwandt. Ich behielt sie von da an im Auge.

Man goss sich einen Eimer Wasser über den Kopf, womit man nass genug war, um sich abzuseifen. Anschließend goss man sich den anderen Eimer in Schwällen über Kopf und Körper, fertig. Das war die Morgenhygiene. Das Getier verschwand im Abfluss, der zur Straße raus führte, ganz einfach und ganz so, wie es bei uns zuhause vor hundert Jahren auch noch war – Städte sind ein stinkender Moloch. Die Toilette war demzufolge auch nur ein kleines ummauertes Gebäude mit Loch und Brett darüber, eine stinkende Kloake. Naja, wir waren nicht zimperlich und schließlich sahen unsere Gastgeber auch noch ganz gesund aus.

Big Mama verschwand zum Markt, Essen verkaufen und kaufen, und wir fuhren zur Post, ins Zentrum, telefonieren. Wie wir in diesem Dschungel einen Autoaufkäufer finden sollten, war uns komplett unklar, aber der Zufall half uns auch hier. Unsere weiße Hautfarbe zog diesen geradezu an. So stand ich ans Auto gelehnt vor der Post, während Pulli dort drinnen sein Glück am Telefonapparat versuchte. Da sprach mich ein heruntergekommener jüngerer Mann an. Er sei Avenir, und würde sich hier auskennen. Ob wir ihn nicht als Führer engagieren wollten, schließlich seien seine Dienste für uns sicher wertvoll. Ich meinte zu ihm, dass wir nicht wüssten, wie, wo und an wen wir unser Auto

verkaufen könnten, denn wir wollten dringend wieder in die Heimat. Das sei kein Problem, signalisierte er, und so hatten wir von jetzt an fachkundige Beratung. Wie er aussah war mir egal, denn wen anderes hätten wir fragen sollen? Er schlief des nachts wohl in Hauseingängen, aber angesichts eines Vergleichs mit anderen Passanten sah er gar nicht so schlecht aus.

Pulli kam aus der Post. Er hätte nicht gewusst, wie teuer das Telefonieren hier sei und bat um fünfzig Mark. Was ich ihm gegeben hatte hätte nicht gereicht. Ich hätte kotzen können. Man informiert sich doch! Wie auch immer, es waren seine Schulden und schließlich konnte ich ja auch verstehen, wie sehr sich seine Gefährtin gefreut hat, ein Lebenszeichen von ihm zu erhalten.

Wir nahmen Avenir mit in unser neues zuhause. Als er es sah wurde er still. Er kam mit hinein. Big Mama erblickte ihn und scheuchte ihn unter Gekeife vom Hof. Er schien nicht ganz ihrer Kaste anzugehören. Draußen auf der Straße verabredeten wir uns für den nächsten Tag. Er hatte unser Fahrzeug gesehen, und meinte, er könne für eine Außen-und Innenreinigung sorgen, schließlich macht sich das beim Verkauf gut.

Big Mama servierte uns leckeres Essen, dass sie auf dem Markt von dem Geld gekauft hatte, dass sie mit dem Essen, dass sie morgens gekocht hatte, zu Geld gemacht hatte – verstehe einer die Afrikaner ... vielleicht hatte sie auf dem Markt soziale Kontakte, die sie täglich pflegte – auch eine Beschäftigung.

Wir freuten uns auf den nächsten Tag, erhofften wir uns doch, unseren Begleiter noch schöner dastehen zu sehen, als er jetzt schon war. Avenir wartete vor dem Tor. Wir

fuhren bestimmt eine halbe Stunde aus der Stadt hinaus, bis wir an einer Lichtung angekommen waren. Dort sollten wir den Opel ins Gras stellen. Auf einmal sprangen aus allen Richtungen quicklebende Kinder und Jugendliche mit Eimern, Bürsten und Shampoo bewaffnet hervor. Sie schienen auf Bäumen zu leben. Ich habe selten soviel Ehrgeiz und Engagement gesehen, mit dem diese Kinder sich über das Auto hermachten. Das ging eine ganze Zeit so. Am Schluss nahm Avenir fünfzehn Mark, was wohl dortzulande ein Vermögen darstellt, und verteilte das Geld. Der Wagen sah jetzt echt schick aus.

Avenir ließ uns wissen, dass er für den nächsten Tag einen Termin bei einem Autokäufer klar gemacht hatte. Er würde uns abends abholen kommen, denn der Verkauf solle in der nahe des Äquators nicht vorhandenen Dämmerung stattfinden. Es würde also bei der Verhandlung dunkel sein. Wir wollten auf jeden Fall kurz vor der Dunkelheit da sein, um unser Auto zur Bewunderung freizugeben. Wir hatten aber nicht mit der List dortiger Geschäftsleute gerechnet.

Gemäß dessen, was mir die Erzählungen der Autoschieber in der Wüste zu verstehen gegeben hatten, konnte man astronomische Preise verlangen. In Gedanken kam ich auf 3000 Mark, womit wir zwei gut nach Hause kämen und Pulli noch einen Teil seiner Schulden bei mir begleichen konnte.

Wir saßen wieder bei Kaffee mit Nestlé-Kaffeesahne in den Korbstühlen unter dem Obstbaum mit Blick auf das Häuschen, in dem die Verwandte unserer Gastgeber wohnte. Die Inaussichtstellung solchen Reichtums beflügelte wohl meine Hormone, und ich hielt Ausschau nach ihr. Sie kam gerade von ihrer Abendtoilette, und ich

warf ihr begehrlische Blicke zu. Sie beschleunigte ihren Gang und trippelte in ein großes Handtuch gehüllt hurtig von dannen. Ob man das als positives Signal werten könnte? Ich hatte ja immer noch nicht so ganz verschmerzt, dass Pulli mich in Arlit um mein erotisches Vergnügen gebracht hatte, und so war ich doch geneigt, manche Hinwendung zu erkennen, wo gar keine war. Naja, egal, auch andere Väter haben schöne Töchter.

Der Tag kam mit dem Gesumme und Gekrabbele der Insekten in unseren Matratzen. Wir ließen es ruhig angehen. Die einzige Aufgabe bis zum Abend war, die Reifen noch ein letztes Mal mit Luft zu füllen. So verging auch der Nachmittag mit essen, trinken und Pullis Sorgen, denn er konnte es überhaupt nicht verschmerzen, dass es wieder zurück zu den Orten seines vergangenen Totalversagens gehen sollte. Auf diese Weise gut vorbereitet holte uns Avenir ab und brachte uns zu einer großen, flachen Villa mit Terrasse an die Küste der Stadt. Wir wurden erwartet. Einige Schwarze huschten um das Auto herum. Wir wurden angewiesen, in Sichtweite der Terrasse zu parken. Im Halbdunkel saß dort am Kopfende der potenzielle Käufer, umgeben von weiteren Schwarzen. Ich sollte meinen Preis nennen. Es begann zu Dunkeln, und wir hatten uns noch nicht einmal einander vorgestellt. Alles lief per Zuruf. Der Preis sank und sank. Ich war von der Situation total überfordert. Avenir im Gebüsch, in das er sich verborgen hatte, da er wohl nirgends gern gesehen war, schlug die Hände vors Gesicht. Ich meinte noch, dass ich aber dringend die Schilder bräuchte, sonst könne ich das Auto zuhause nicht abmelden. Den Fahrzeugschein dazu hatte ich aber in der Tasche. Wir schraubten die

Schilder ab. Am Schluss brachte uns der Verkauf hundert Mark, die Schilder waren uns auch noch geklaut worden, und schließlich meinte einer der Vasallen noch zu uns, er solle uns ausrichten, sein Chef habe noch nie so billig ein Auto gekauft. Betroffen zogen wir mit Avenir ab. Avenir war das ganze auch sichtlich unangenehm, denn schließlich war das ja aufgrund seiner Vermittlung passiert. Die Erbarmungslosigkeit des Handels in Afrika aber vergaß ich nie, und so hat mir diese Erfahrung in der Zukunft auch zuhause so manchen Ertrag gebracht – ich hatte dieses Versagen schließlich ausgleichen müssen, was mich allerdings nicht davor bewahrte, auch in der Heimat weitere Erfahrungen zu sammeln.

Jetzt musste uns Avenir noch den Dienst erweisen, dafür zu sorgen, dass wir aus Europa Geld für die Rückreise bekamen, denn mit hundert Mark war das nicht möglich. Avenir führte uns zu Monsieur Duceau in eine weitere, mehrstöckige Villa am Strand. Sein Haus war im Kolonialstil mit riesigen Möbeln und großen Teppichen ausgestattet. Er hatte im ersten Obergeschoss einen herrlichen Blick über das Meer von einem sehr hohen Raum aus. Sein riesiger Schreibtisch stand am Fenster. Leicht verstand dieser unser Anliegen und nach einigen Informationen, die wir ihm gaben, durfte ich nach Hause telefonieren. Mama war so glücklich, von mir zu hören! Unser Anliegen nahm sie dann auch zur Kenntnis, schließlich käme das Geld von meinem Konto. Monsieur Duceau nannte uns einen Zeitpunkt, an dem wir wiederkommen sollten. Avenir schien zufrieden und erwartete Geld für seine Dienste. Das hatte er sich verdient, fanden wir.

Rückreise

Monsieur Duceau hatte gleich unseren Rückflug bis Hamburg gebucht und bezahlt, behielt einen geringen Teil des Geldes für seine Dienste und händigte uns die Tickets und den Rest aus. Wir bedankten uns überschwänglich und hatten jetzt nur noch wenige Tage zu warten.

Diese verbrachten wir eigentlich nur im Hof. Wir saßen unter dem Baum oder hingen vielmehr in den Korbstühlen und saßen Kaffee mit der Nestlé-Milch, an die wir uns schon gewöhnt hatten – war sie doch über alle Maßen gesüßt. Die Falte zwischen den Augen unserer schwarzen Mama wurde immer tiefer. So hatte sie sich die Herrenrasse der Weißen nun wirklich nicht vorgestellt. Sie müsste wohl dringend mal mit ihrem Gatten sprechen, dass dieser ihre Gäste in Zukunft besser wählt.

Pulli grämte sich. Hatte er sich die Reise doch als einen Aufbruch in ein selbstbestimmtes Leben zumindest für sich gedacht, wollte er doch nach Mexico, Opale schürfen. So sah er sich jetzt dem Riesenärger entgegen driften, den seine Rückankunft für ihn bereitzuhalten drohte. Er hatte seine Schule für die Reise abgebrochen – zwar hatte er sowieso nicht mehr am Unterricht teilgenommen – dieser hatte ihn mal wieder nicht ausreichend gefordert, er hatte seine Partnerin mit seinem kleinen Sohn im Stich gelassen – obwohl zu der Zeit gerade Funkstille zwischen ihr und ihm war. Er hatte seine letzte Habe als kleinen Anteil zu meiner Bezahlung in den Opel Rekord gesteckt. Er hatte nicht einmal mehr ein Fahrrad, dafür bei mir aber einen Riesenschuldenberg. All das hatte er nur riskiert, da er die Chance sah, ganz neu anzufangen beziehungsweise das,

was er darunter verstand. Ich freute mich aber, ihn bald wieder wohlbehalten bei seinen Lieben abgeben zu können, hielt ich doch seine Träumereien allesamt für Schwachsinn. Naja, Pulli ist ein ganz eigenes Kapitel, immer noch, und das heute, 32 Jahre später.

Unser Business-Man sah aber mit den Flugtickets Licht am Ende des Tunnels und machte sich schon daran, dass wir unseren Aufenthalt bei ihm in guter Erinnerung behielten. Eines abends zeigte er mir eine Leica-Kamera, eine R4 mot. Ich war begeistert, so ein schönes Stück zu sehen, wusste ich doch, welchen Wert sie zuhause hat. Er bot sie mir zum Kauf an. Da ich aber schon wieder rechnen musste, schließlich stand noch die Bezahlung der Unterkunft plus liebevoller Verpflegung aus, das Zugticket von Hamburg nach Rendsburg musste noch bezahlt werden plus U- bzw. S-Bahn in Hamburg und ggf. Taxispesen. So bot ich ihm meine gesamte Habe zum Tausch gegen die wertvolle Kamera an, die aus allem bestand, was ich sowieso im Flugzeug nicht mehr ohne Aufpreis hätte mitnehmen können. Als da waren meine geliebten schwarzen, spitzen Cowboystiefel in Übergröße, mein Motorrad-Regenkombi, das Zelt, das wir so gut wie gar nicht gebraucht hatten und schließlich meine alte Kamera, die mir gute Dienste geleistet hatte. Die belichteten Filme hatte ich ja in der Tasche. Lächelnd willigte unser schwarzer Papa ein. Das war ein Riesengeschenk. Ich freute mich über das schöne Ding sehr. Dass die Kamera eine Beule hatte und im Sucher schon kleine Flecken von Pilzbewuchs zu sehen waren, störte mich nicht. Das ließe sich alles regeln, dachte ich listig bei mir.

Der Abflugtag kam. Am Vorabend hatten wir die Rechnung mit der sichtlich erleichterten Mama beglichen. Es war für den langen Aufenthalt und den Rundum-Service wirklich nicht viel. Avenir sahen wir auch noch kurz – er hatte das Taxi organisiert und wollte auch noch einen kleinen Bonus. Das Taxi war vom Zustand her auch nicht besser als unser ehemaliger Opel, über dessen Verlust ich immer noch kaum hinwegkam, und so ging es in flotter Fahrt nach Accra. Dank des versierten Taxifahrers fanden wir auch sofort unseren Terminal und stiegen wie die vielen anderen Fluggäste ins Flugzeug ein, nur dass wir deutlich abgerissener aussahen. Das störte uns aber wenig, im Gegenteil, wir fanden, dass wir doch erheblich besser zu dem Elend Afrikas passten, als die aufgetakelten Mitreisenden.

Es war eine große Maschine der Airline KLM, mit der es jetzt auf die Rollbahn ging. Wir begannen zu frieren, waren wir doch Temperaturen unterhalb 40°Celsius überhaupt nicht mehr gewohnt, schließlich funktionierte die Klimaanlage des Fliegers perfekt. Wir sahen Afrika unter uns kleiner werden, gedachten der Strapazen, die die Fortbewegung am Boden mit sich gebracht hatte und sahen die Wüste kommen.

In Niamey hatten wir einen Zwischenstopp, mitten in der Sahara, weiter Fluggäste aufnehmen. Wie wir so wieder am Boden standen in unserer klimatisierten Kiste, kam uns die Idee, doch einmal zu schauen, wie heiß sich die Sahara jetzt anfühlt, und wir gingen zur offen stehenden Kabinentür. Es war unglaublich! - wir konnten überhaupt nicht begreifen, wie wir diese Hölle über Wochen ertragen hatten. Uns war jetzt überhaupt nicht mehr danach, länger

als eine Minute im Ausgang des Flugzeugs zu stehen. Das war Erfahrung genug. Wir besetzten wieder unsere Plätze. Der Weiterflug ging nach Brüssel und dauerte ziemlich lange. Wir mummelten uns in dünne Decken ein, die wir behalten durften, und dämmerten vor uns hin. Es war dunkel. Die Sahara zog unter uns vorbei. Die Wochen, die wir gebraucht hatten, sie auf abenteuerlichste Art und Weise zu bezwingen, zogen vor unserem inneren Auge wie im Zeitraffer ab. Wir genossen den Komfort des Fliegens, wohl wissend, dass alle Erfahrung, die wir auf unserer beschwerlichen Hinreise gesammelt hatten, bestimmt zukünftig Früchte tragen würden.

Brüssel. Umsteiger. Kurzer Halt. Schon bald startete der Flieger nach Hamburg mit uns. Morgens um zehn kamen wir an. Jetzt nur noch den Weg zum Bahnhof finden, Tickets am Schalter kaufen und ab in den Zug. Es war nicht ganz einfach mit all unserem Gepäck, hatten wir doch das Freigepäck bis aufs Äußerste ausgenutzt. So schleppten wir mit Tüten, Säcken und Taschen, ja selbst ein Tankrucksack fürs Motorrad war dabei – darin hatte ich mein Werkzeug, und er war sauschwer -, durch U- und S-Bahn bis zum Zug, der nur auf uns zu warten schien.

Erstaunlich schnell waren wir mit dem Zug in Rendsburg. Allerdings brauchten wir ein Taxi, denn mit dem Gepäck kamen wir zu Fuß sicher nicht nach Hause. Ich hatte aber nicht mehr genügend Geld. Also schlug ich dem Taxifahrer vor, uns bis zu meiner Sparkasse zu bringen, die ja schon ganz nah am Ziel lag. Ok, gesagt, getan, es klappte. Die Sparkasse hatte geöffnet, ich bekam Geld und konnte bezahlen. Dass Pulli einmal in so einer Notlage aushelfen könnte, war natürlich nicht drin.

Und so kamen wir zuhause bei Mama an. Sie schien uns erwartet zu haben – hatte Monsieur Duceau sie womöglich informiert? Jedenfalls wurden wir zwei auf das Herzlichste empfangen, bärtig und langhaarig wie ich war – Pulli wächst ja am Kinn nichts. Und ... wir nahmen auf der Terrasse Platz und es gab Erdbeerkuchen mit Sahne! - ganz so wie in unserem Traum, als wir wirklich die Nase von den Strapazen voll hatten. Den vertilgten wir restlos! Bald kam auch Papa, und ich merkte, dass auch er sich freute, mich beziehungsweise uns wohlbehalten zuhause zu haben. Wenige Tage später musste Pulli mit Malaria nach Hamburg ins Tropenkrankenhaus. Kaum einen Tag später folgte ich ihm nach. Ob wir uns die Krankheit im Sturm in Tahoua zugezogen hatten, oder ob es doch die verlausten Schaumstoffmatratzen in Lomé waren, bleibt ein Geheimnis.